

Reisebericht Irland
01.09. – 15.09.2001

Christian Blohm

2. Auflage

Inhaltsverzeichnis

1. September	5
2. September	7
3. September	9
4. September	11
5. September	13
6. September	15
7. September	17
8. September	19
9. September	21
10. September	23
11. September	25
12. September	27
13. September	29
14. September	31
15. September	33

1. September

Es ist Abflugtag. Obwohl ich die Wochen und Tage zuvor viel Zeit und Gedanken in die Urlaubsvorbereitungen investiert habe, bleibt trotzdem noch eine Menge zu tun. Die letzten Sachen müssen gepackt werden, letzte Entscheidungen getroffen werden, was ich mitnehme und wie ich es verstaue, und nicht zuletzt fahre ich nochmal zu Globetrotter, um eine zweite Außentasche für meinen Rucksack zu kaufen, so daß ich mehr Platz habe und flexibler verteilen kann. Ich habe keine Lust zu kochen, ziehe mir im Imbiß daher noch schnell ein halbes Hähnchen rein und verlasse dann mein Zimmer in einem stattlichen Chaos: Alles, was ich in letzter Minute doch nicht mitnehmen will, liegt überall verstreut, und zum Aufräumen habe ich keine Zeit. Ist aber auch egal, ich bin jetzt auf den Weg in den Urlaub!

Am Flughafen merke ich, daß ich noch nie alleine und ohne die Begleitung anderer, die wußten, wie das geht, geflogen bin, so daß ich einen Augenblick brauche, um mich zu orientieren und herauszufinden, wo ich zum Einchecken und Boarden hin muß. Erleichterung auch, als ich feststelle, daß der Schutzsack tatsächlich groß genug ist, um meinen Rucksack samt Seitentaschen und aufgeschnallter Isomatte zu fassen, wenn auch nur knapp.

Danach folgt eine Zeit des ungeduldigen Wartens, da das Flugzeug eine Stunde Verspätung hat. Sobald es vom vorherigen Flug gereinigt und aufgetankt ist, muß es aber laut durchsage ganz schnell gehen, da wir offenbar bald das Ende unseres Startfensters erreicht haben und sonst erst nach weiteren 90 Minuten abheben können. Kurz nach neunzehn Uhr geht es dann endlich los!

Nach dem Abflug freue ich mich über meinen Fensterplatz und genieße erst die Aussicht auf die Umgebung Berlins, später im Licht der tiefstehenden Sonne auf die erstaunlich glatte Wolkendecke mit gelegentlichen Unregelmäßigkeiten, die sich wie Eisberge auftürmen. Hin und wieder findet sich auch ein Loch in den Wolken, durch das man die derzeitige Position der Boeing 737 auf ihrem Weg von Tegel nach Irland erraten kann.

Einen Augenblick später legt sich die Begeisterung und ich beginne, mir Gedanken über die Tatsache zu machen, daß ich noch gar keinen Plan habe, was ich mache, nachdem ich am Flughafen Shannon angekommen bin. Zumal ich durch die Verspätung noch weniger Zeit habe als eigentlich kalkuliert. Ich konsultiere also meine Reiseführer, entscheide mich von den beiden zur Verfügung stehenden Übernachtungsorten nahe des Airports für Limerick, da es größer ist und die bessere Auswahl an Hostels bietet als Ennis. Während ich schonmal die Positionen der Unterkunftsmöglichkeiten auf dem einfachen Stadtplan, der sich zu meiner Freude im Reiseführer befindet, eintrage, nehme ich überrascht zur Kenntnis, daß auf diesem zweistündigen Billigflug aus dem Internet (333 DM hin und zurück) sogar Abendessen serviert wird. Mit zumindest ungefähren Vorstellungen über das Vorgehen nach der Landung und einem gefüllten Magen kann ich den Rest des Fluges nun noch sehr viel entspannter genießen.

Die Wolkendecke wird immer dichter, je näher wir Richtung Westen kommen. Um so größer ist dann aber der Effekt, als wir beim Sinkflug wieder die Wolkendecke durchstoßen und ich aus niedriger Höhe einen ersten Blick auf die Landschaft Irlands werfen kann. Mir wird bei dem Anblick blitzartig klar, warum dies die „Grüne Insel“ genannt wird. Das Grün auf den Wiesen ist einfach von solch schierer Intensität und Satttheit; alles scheint vor „Grünheit“ nur so zu triefen. Einfach umwerfend.

Was mir als erstes auffällt, nachdem ich das Flughafengebäude verlassen habe, um die Bushaltestelle zu suchen, ist die frische salzige Seeluft, die man hier unweit des Atlantischen Ozeans riechen kann. Spätestens jetzt, während ich auf den Bus warte, erwischt mich mit voller Wucht

die Euphorie, dieses High, endlich im Urlaub zu sein.

Der Bus ist kein einfacher Stadtlinienbus, sondern ein richtiger Reisebus mit hohen Rückenlehnen und von außen zu füllenden Gepäckklappen. Im Laufe der nächsten Wochen werde ich nur ein einziges Mal in einem Omnibus sitzen, wie sie in Deutschland auf Kurzstrecken verwendet werden.

Auf der Fahrt werde ich Zeuge eines interessanten Handygesprächs des jungen Mannes schräg vor mir: „Hello, I want to look up a number of a pub in Limerick ... The *Tom and Jerry's* ... Please, yes ... Could I please talk to Mr O'Sullivan? ... Hi Daddy, this is your son ... I tried to call you on the mobile twice ...“ Den Rest erinnere ich nicht mehr (und auch das wiedergegebene nur ungefähr), aber es hat schon gereicht für einige sympathische Feststellungen. Da wäre der Umstand, daß der Vater sein Mobiltelefon nicht mit in die Kneipe nimmt, da jeder, der ihn kennt, sowieso weiß, daß er dort zu erreichen sein wird. Weiterhin mochte ich die Art, wie der junge Mann seinen Vater begrüßt. Und nicht zuletzt gefiel mir die Tatsache, daß er auf die Frage der Vermittlung, ob er gleich verbunden werden möchte, das Wort „please“ vor dem Wort „yes“ benutzt.

In Limerick angekommen klinge ich kurz vor halb elf bei der An-Oige-Jugendherberge am Perry Square. Laut Türschild hat sie zwar schon vor knapp 30 Minuten geschlossen, doch was bleibt mir übrig? Glücklicherweise wird mir geöffnet und ich bekomme zum Preis von acht oder neun Pfund ein Bett im Schlafsaal. Etwas desillusioniert bin ich, als mich die Frau an der Rezeption nach wenigen Worten meinerseits in perfektem Deutsch anspricht, ohne daß ich vorher erwähnt hatte, woher ich komme.

Ich stelle nur kurz mein Gepäck neben dem Bett ab und gehe wieder nach draußen, wo ich mich zuerst in eine Telefonzelle begeben, um zu Hause meine glückliche Ankunft mitzuteilen. Danach geht es in den nächsten Pub, ich habe mich schon die ganze Zeit auf das erste Guinness gefreut. Für 2 Pfund und 35 Pence (was fast Einheitspreis ist: nie bezahle ich in den kommenden Wochen etwas über 2 Pfund 50 Pence oder unter 2 Pfund 30 Pence. Ein irisches Pfund sind etwa 1,27 Euro.) bekomme ich ein Pint und stehe etwas verloren zwischen all den redenden Leuten um mich herum, die ich nur wenig verstehe. Über der Theke läuft irgendwo ein tonloser Fernseher auf dem Sportkanal.

Auf dem Rückweg gönne ich mir noch einen Cheeseburger bei McDonald's, weil das am unkompliziertesten das Gefühl gibt, etwas Warmes und Nahrhaftes im Bauch zu haben, während ich durch meinen ersten irischen Nieselregen zum Hostel gehe.

2. September

Nach einer etwas unruhigen aber dennoch erholsamen Nacht verlasse ich relativ zügig das Hostel, da ich am Abend zuvor kein Frühstück geordert hatte und etwas zu essen finden möchte. Das Café, welches mir empfohlen wurde, hat aus unerfindlichen Gründen geschlossen, deshalb beschaffe ich mir in einem kleinen Shop eine Coke und Bananen, die ich zusammen mit den Resten vom Flugzeugessen (etwas Schwarzbrot und Butter) und einem Müsliriegel im Park verspeise, während ich Pläne für den Tag schmiede.

Weiter geht es zum Busbahnhof, wo ich ein Ticket zu den Cliffs of Moher löse und die Zeit bis zur Abfahrt in der Bahnhofshalle Sonntagszeitung lese. Laut Lonely Planet „Walking In Ireland“ soll es einen beeindruckenden und relativ kurzen Weg die Klippen entlang geben, den ich mir als ersten Testmarsch ausgeguckt habe. Schließlich bin ich noch nie größere Strecken mit der jetzigen Menge an Gepäck gelaufen, und die bisherigen Kurzstrecken sowie der Testlauf in Berlin von Tiergarten zur Freien Universität waren eine andere Klasse und trotzdem beunruhigend genug. Ich versuche optimistisch zu sein und sage mir, daß andere Leute es schließlich ebenfalls schaffen.

Am Besucherzentrum der Cliffs of Moher gilt meine erste Wahrnehmung der Masse von Touristen, die mit Reisebussen dorthin gekarrt werden. Sie treiben sich aber zum Glück nur auf dem Zufahrtsweg und auf der Treppe bis zum Aussichtsturm herum. Ein Grund mehr, sich schnell auf den Weg am Rande der Klippen entlang bis Hag's Head zu machen. Ich zögere einen Moment, als ich die Verbotsschilder wegen der Maul- und Klauenseuche sehe, folge aber dann doch den anderen Leuten, die auch hier entlang gehen, und rede mir ein, daß sich die Schilder nur auf die hinter dem Weg liegenden Weiden beziehen.

Schon nach wenigen schweißtreibenden Metern auf dem unebenen schmalen Weg, teilweise nur einen halben Meter vom bis zu 200 Meter tiefen Abgrund entfernt, brauche ich eine kleine Pause, in der ich die dicke Jacke ausziehe und versuche, durch das Ziehen an den diversen Gurten meines Rucksacks seinen Sitz erträglicher zu machen. Er bleibt jedoch schwer und unangenehm. Der Weg ist schwierig, in Schlangenlinien geht es am Rand der Klippen bergauf und bergab, je weiter ich komme, umso weniger Menschen sind um mich herum, und der Turm von Hag's Head, der zunächst noch zum Greifen nah erschien, kommt kaum näher. Die atemberaubende und immer wieder neue Aussicht ist allerdings die Arbeit wert. Steil runterschauend in die tosende Brandung am Fuße der Steilküste stellt man fest, daß es gar nicht so schwer zu sein scheint, diesen einen letzten Schritt zu tätigen, und es verwundert mich nicht, als ich später höre, daß sich hier etwa wöchentlich jemand das Leben nimmt. Einen schöneren Ort dafür kann es kaum geben.

Endlich ist Hag's Head erreicht („Endlich?“ sagt eine innere Stimme. „Das war erst die Hälfte; du mußt den ganzen Weg wieder zurückwandern!“), ich schnalle erleichtert für die Pause den Rucksack ab und torkele von dem Gewicht befreit zunächst etwas unbeholfen durch die Gegend. Nur drei andere Leute sind zu diesem Zeitpunkt mit mir an der Spitze dieser Landzunge. Alle sind sprachlos.

Ich gönne mir etwa zwanzig Minuten und mache mich dann auf den Rückweg, der erstaunlicherweise etwas leichter und schneller zu gehen scheint. Nach einer Weile erblicke ich eine kurze Front sich nähernder Regenwolken. Ich unterschätze ein wenig die Geschwindigkeit, mit der sie mich erreichen, weshalb ich noch unvorbereitet bin, als der Regen beginnt. Nun entblöße ich mich vor den gerade vorbeikommenden Wanderern als blutiger Anfänger, indem ich verzweifelt versuche, den Regenschutzponcho zugleich sowohl über mich selbst als auch über den Rucksack zu stülpen. Ich bin noch immer dabei, ihn irgendwie über die Isomatte, die ich dummerweise ganz oben auf den

Rucksackdeckel geschnallt habe, zu ziehen, als der Regen schon wieder aufhört. Gedemütigt packe ich den Poncho unverrichteter Dinge wieder ein und laufe weiter. Den nächsten, noch kürzeren Schauer ignoriere ich einfach.

Als ich wieder beim Besucherzentrum ankomme, bin ich ziemlich erschöpft. Ich kaufe mir einen Tee, verzichte jedoch auf den verführerisch aussehenden, aber sauteuren Kuchen. Vor dem Gebäude warte ich noch über eine Stunde, bis der Bus nach Doolin kommt. Eigentlich wollte ich das Stück laufen, aber das schaffe ich nicht mehr. Angeblich waren das gerade nur acht Kilometer. Ich weiß jetzt, daß ich noch einiges an Erfahrung brauche, was Auswahl der Klamotten, Einteilung der Kraft und Aufnahme von Nahrung angeht. Ich bin ernsthaft am Zweifeln, ob es mir jemals gelingen wird, wie geplant mit vollem Gepäck auch mal Tageswanderungen von mehr als 20 Kilometern zu unternehmen.

In Doolin zögere ich kurz, ob ich ins Hostel direkt an der Bushaltestelle oder auf den Campingplatz, angeblich einen halben Kilometer entfernt, gehen soll. Ich entscheide mich dann für den Campingplatz, der neben der Fähranlegestelle zu den Aaran Islands liegt, bin aber im Nachhinein ziemlich sicher, daß es mehr als 500 Meter zu laufen waren. Dort ist keine Rezeption, nur ein Schild im Fenster, daß den Neuankömmling auffordert, einfach sein Zelt irgendwo aufzustellen, „the warden will see you later.“ Das mache ich auch schnell, um fertig zu werden, bevor die Sonne untergeht und die Regenwolken da sind, die ich schon wieder kommen sehe. Es ist nicht ganz einfach, das Iglu-Zelt alleine aufzurichten, da die Stangen sich nur schwer in die Ösen einhaken lassen und immer wieder herausrutschen, wenn man versucht, sie von der anderen Seite aus hochzudrücken. So ist dann der Regen wieder schneller da als erwartet, und ich habe erst mein Innenzelt auf dem Rasen liegen. Schnell werfe ich das Überzelt lose drüber und hocke mich mit meiner Jacke und Kapuze über den Rucksack, um den kurzen aber heftigen Schauer möglichst trocken zu überstehen.

Mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne werde ich fertig und laufe zum nächsten Pub, wo ich mir eine leckere Portion Fish&Chips bestelle und mich noch mehr über das Heineken freue. Neben mir sitzt ein junges deutsches Paar und schreibt Ansichtskarten. In den nächsten zwei Wochen werde ich feststellen, daß alle Deutschen, die ich treffe, entweder in Doolin waren oder da noch hinwollen. Ich höre später auch, daß Doolin von den Einheimischen „The German Town“ genannt wird. Überhaupt scheint es mir ein seltsamer Flecken zu sein. Langgezogen, ohne Ortskern, mit zahlreichen Hostels (ich habe vier gesehen, angeblich gibt es noch mehr) und drei Pubs, die allesamt allabendlich live Folk Music haben (zumindest im Sommer), gilt es als Zentrum der irischen traditionellen Musik, was sicherlich übertrieben ist. Aber es ist ein guter zentraler Ausgangspunkt für viele Touren hier im Burren Gebiet.

3. September

Als ich morgens eine Dusche nehme (zum Glück kann ich beim Nachbarn 50 Pence Münzen für den Automaten ertauschen), lerne ich eine weitere Lektion. Ich habe nur mein 75 mal 75 Zentimeter Ultraleichttuch mit zum Waschhaus genommen und stelle nun fest, daß ich die Aufnahmefähigkeit des dünnen Materials doch etwas überschätzt habe. Zwar trocknet es danach recht zügig, doch muß ich noch halb naß wieder in meine Klamotten schlüpfen.

Nach dem Duschen regt sich der Hunger, und ich laufe relativ konfus durch den Ort, um einen Laden zu finden, der mir etwas Brot verkaufen kann. Nachdem ich eine ganze Weile unterwegs bin und feststellen muß, daß der eine Shop nur in der Hauptsaison geöffnet ist, frage ich im Doolin Hostel nach einem anderen Geschäft. Sie verkaufen selbst eine kleine Auswahl an Lebensmitteln, so daß ich mich da mit Brot und Ölsardinen eindecke und ein überaus stärkendes Frühstück zu mir nehme.

Da ich nicht weiß, wann ich mal im Rahmen meines weiteren Weges regulär zu einer „cash mashine“ kommen werde, nutze ich gleich den heutigen Nachmittag, um mit dem Bus nach Lahinch zu fahren, wo der nächste Bankautomat steht. Außerdem befinden sich dort größere Supermärkte, und es ist nicht zuletzt der offizielle Ausgangspunkt des 48 km langen Burren Way, für den ich mir eine Karte im Besucherzentrum der Cliffs of Moher gekauft habe. Mit ein paar mehr Lebensmitteln eingedeckt mache ich mich auf den Weg, um die erste Etappe des Weges nach Doolin zu laufen, etwa 18 km. Unterwegs beschließe ich, mir den vorgesehenen Abstecher zu den Klippen, die ich ja nun schon kenne, zu sparen und statt dessen den wesentlich reizvoller erscheinenden Weg über das Hochland zwischen Lahinch und Doolin zu nehmen. Daß ich dadurch etwa sechs Kilometer zu bewältigen habe, ist ein weiterer angenehmer Nebeneffekt.

Dieser Weg ist wirklich nett. Ich laufe zwar bis auf das erste Stück am Strand nur über asphaltierte Straßen, aber diese sind kaum befahren und zwischen Hecken und Steinwällen schön gelegen. Ich habe einen herrlichen Blick erst auf die Bucht von Lahinch und dann auf die Küste vor Doolin und die Aaran Islands und noch dazu Glück mit dem Wetter. Immer wieder sehe ich irgendwo Regenwolken an mir vorbeiziehen, bekomme allerdings keinen einzigen Tropfen ab. Andererseits kann ich unter der Wolkendecke nur selten erahnen, wo die Sonne gerade steht. Sie macht heute etwas rar.

Unterwegs sehe ich einen PKW, der offenbar schon seit Jahren auf dem Rand eines Feldes steht und immer mehr von den Trieben der Dornenhecke daneben erobert wird. Später treffe ich einen Hund, der wütend bellend seinen Hof verteidigt, sich bei meinem Näherkommen jedoch als zurückhaltend herausstellt. Nur als ein Auto kommt, kläfft er es erst an, zieht jedoch seinen Schwanz ein und kriecht zur Seite, als es sich ungerührt weiter nähert, nur um dann aggressiv triumphierend hinterher zu jagen, nachdem es ihn passiert hat.

Ein großer Teil der Schilder, Hinweise und Ortsnamen in Irland ist zweisprachig gehalten: Englisch - Gaelisch. Ich empfinde das als einen netten Brauch, die traditionelle Sprache so zumindest ansatzweise am Leben zu erhalten. Die irische Sprache wirkt so schön würdevoll, alt und mystisch, wenn man sie geschrieben sieht. Leider hatte ich nie Gelegenheit, sie mal längere Zeit gesprochen zu hören.

Im Gegensatz zu gestern kann ich heute ohne großes Gepäck auch den Akt des Laufens an sich genießen, die Entspannung, die Ruhe, das ungestörte Nachdenken. Ich bin fast enttäuscht, als ich schließlich das Zelt erreiche.

Während ich dort die Irish Times lese, die ich mir in Lahinch gekauft habe, kommt schon bald der Campingplatzwart und will die 5 Pfund für die kommende Nacht kassieren. Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß ich auch schon die letzte Nacht hier campiert habe und gebe ihm 10 Pfund. „That’s fair enough“, antwortet er überrascht. Der Abend verläuft ähnlich wie der letzte, nur kaufe ich mir heute die Fish&Chips aus finanziellen Gründen im Imbiß (wo sie jedoch deutlich schlechter schmecken) und höre Live Music in einem anderen Pub. Ich muß gestehen, daß ich das Gefiedel auf Dauer nicht wahnsinnig spannend finde. Vielleicht fehlt mir noch der richtige Zugang.

4. September

Während des Frühstücks vor meinem Zelt notiere ich in mein Reisetagebuch: „8:30 Uhr - Wow! Die Sonne scheint! Direkt auf mein Zelt!“ Es ist tatsächlich das erste Mal in Irland, daß sich für mehrere Minuten keine Wolke zwischen mir und der Sonne befindet.

Für den Tag plane ich eine Fahrt mit der Fähre zu einer der Aran Islands, Inisheer. Ich habe lange mit der Entscheidung gerungen, da der Preis von 20 Pfund keine geringe Ausgabe ist, aber mich reizt einfach, was in den Reiseführern darüber steht. Und dies ist immerhin die preiswerteste Überfahrt; nach Inishmore bezahlt man noch mehr. Leider schenke ich in diesem Zusammenhang den Informationen zu wenig Beachtung, daß man von Galway aus eine billigere Überfahrt bekommen kann. Ich sage mir, schließlich ist Doolin doch am dichtesten dran und so groß werden die Unterschiede schon nicht sein. Später werde ich feststellen, daß die Preisdifferenz tatsächlich beachtlich ist.

Einen weiteren Fehler begehe ich, als ich mir die Fahrkarte erst kurz vor der Abfahrt um 10 Uhr kaufen will. Zu diesem Zeitpunkt gibt es nur noch Karten für die Fahrt ab 11 Uhr, die dann um 15 Uhr schon wieder zurück geht. Zähneknirschend willige ich ein, da ich nicht noch einen weiteren Tag warten möchte.

Schon die Überfahrt stellt sich als erlebenswert heraus. Eine dreiviertel Stunde lang fahren wir mit dem recht kleinen Schiff über den offenen Atlantik bis zur Insel. Die ganze Zeit scheint die Sonne, aber der übliche starke Wind bläst, zeitweise spritzt die Gicht bis aufs Oberdeck, und man hat einen herrlichen Blick auf die Küstenlinie hinter uns inklusive der Cliffs of Moher. Richtung Norden ist eine ganze Reihe recht groß und beeindruckend erscheinender Berge zu erkennen, die kurz hinter der Küste in die Höhe ragen. Dies stellt sich später als die Region Connemara heraus, und in mir reift schon jetzt der Wunsch: Da muß ich hin!

Im Hafen angekommen verlaufen sich die Touristen, die unser Boot ausspuckt, schnell über das Eiland, so daß wenig die Aufnahme der Inselatmosphäre stört. Durch ein Labyrinth von alten Steinmauern (deren Erschaffungszeit übrigens unbekannt ist) suche ich mir einen Weg auf die Spitze des Berges neben dem Dorf, wo eine kleine Burgruine steht. Man kann herrlich in den alten verfallenen Mauern herumklettern und hat so eine noch bessere Aussicht. Das Wetter ist perfekt: Ein fast vollkommen blauer Himmel läßt die Sonne ihre ganze Kraft entfalten. Ich war nie in Griechenland, aber genau so würde ich mir alte Ägäis-Inseln im Mittelmeer vorstellen: Karger Boden, Steinhäuser, Sonne und Meer.

Nach einer angemessenen Ruh- und Staupause geht es den Berg wieder hinunter und Richtung Osten. Ich passiere einen zwischen den Felsen eingekeilten See und komme an die Küste mit flachen riesigen Steinplatten und großen Findlingen. Zusammen mit drei englischsprechenden Mädchen versuche ich, direkt am Wasser weiter südwärts zu kommen, doch irgendwann geht es nicht weiter. Ich laufe daher ein Stück landeinwärts nach Süden, um zum Wrack der „Plassy“ zu kommen. Dieser Frachter wurde 1960 während einer Springflutnacht vom Sturm auf die Klippen gehievt, wo er seitdem einige Meter über dem Meeresspiegel festsitzt. Das Schiff erscheint zwar schon ziemlich durchgerostet, ist aber sonst noch weitgehend erhalten. Bei diesem Anblick sind Gedanken über die Kraft der Natur und die Endlichkeit des Menschen und seiner Schöpfungen fast unvermeidlich. Faszinierend ist der Gedanke, daß das Wrack wahrscheinlich noch in meiner Lebenszeit zu Staub zerfallen wird, während die Burgruine aus dem 14. Jahrhundert womöglich noch in tausend Jahren zu besichtigen sein wird.

Nach einer kleinen Mahlzeit mit Schokokeksen auf den sonnenbeschieneenen Felsen neben dem

Schiff muß ich leider wieder zurück zum Hafen. Ich nehme dabei einen Umweg, um noch in Ruhe durch das Dorf zu spazieren.

Zurück auf dem Campingplatz beschließe ich relativ spontan, die Tatsache auszunutzen, daß es so trocken ist, und baue das Zelt ab, um die Nacht im Aille-River Hostel zu verbringen. Ich habe nämlich unterwegs den Entschluß gefaßt, morgen mit Gepäck den Rest des Burren Ways nach Ballyvaughan zu laufen, immerhin etwa 30 km. Dadurch, daß ich im Hostel schlafe, verliere ich erstens keine Zeit, vormittags die Sachen zu packen, entgehe zweitens dem Risiko, das Zelt im feuchten Zustand verstauen zu müssen und habe drittens einen um ein oder zwei Kilometer kürzeren Weg, da das Hostel ein ganzes Stück weiter die Straße entlang gelegen ist. Vor allem aber habe ich das dringende Gefühl, mal einen Ortswechsel zu benötigen.

Die Stimmung in der Herberge empfinde ich als fast übertrieben und krampfhaft locker und alternativ. Es ist dennoch angenehm, denn man kann die Küche völlig frei benutzen, und nicht nur das, sogar die Waschmaschine ist umsonst. Gar nicht zu sprechen von der Dusche, die ich auch gleich in Anspruch nehme. Leider gibt es nur einen Knopf, der eine unausgegoren schwankende Mischung aus kaltem und warmem Wasser liefert. Im Anschluß koche ich mir die Fertigpackung Pasta Bolognese, die ich noch in Deutschland gekauft hatte.

Später gibt es im letzten der drei Pubs wieder ein traditionelles Bier zu traditioneller Musik, danach gehe ich zügig ins Bett, um am Morgen ausgeschlafen zu sein.

5. September

Ich stehe vor einem Problem. Offensichtlich gibt es in Ballyvaughan weder ein Hostel noch einen Campingplatz, was mir gestern erst spät am Abend bewußt wurde. Und Bed and Breakfast ist normalerweise zu teuer. Wenn ich die 28 km schaffe - wovon ich noch nicht überzeugt bin - werde ich kaum noch viel weiter laufen können. Und ich weiß weder, wann der letzte Bus von dort fährt, noch, wie lange ich brauchen werde. Als ich mich beim Frühstück mit einer Amerikanerin darüber unterhalte, gibt mir ein offenbar mehr oder weniger ortsansässiger Ire den Tip, einfach irgendwelche Bauern zu fragen, ob ich irgendwo auf ihrem Land zelten könne. Das habe ich zwar schon vorher gehört, aber zumindest in Doolin mit seiner touristischen Infrastruktur hätte ich das nur ungern getan. Es wäre etwas unverschämt, da ungefähr jedes zweite Haus B&B anbietet. Insofern tut es gut, einmal von einem „Eingeborenen“ konkret diesen Rat zu bekommen.

Etwas zuversichtlicher mache ich mich nun mit Sack und Pack auf den Weg, vorher noch am Lebensmittelladen (es gibt noch einen außerhalb des Doolin Hostels) Bananen, Brot und etwas Orangensaft kaufend.

So viel Glück ich die letzten Tage mit dem Wetter hatte, so schlecht ist es heute. Den ganzen Tag über laufe ich nur im Nebel mit Sichtweiten oft unter 100 Metern, so daß ich von der angeblich atemberaubenden Landschaft und Aussicht des Burren Ways nur wenig mitbekomme. Außerdem entwickelt sich der Nieselregen nach kurzer Zeit zu fast ständig schüttenden, vom Sturm unterstützten Schauern. Leider entschlief ich mich erst, meinen Poncho überzustreifen, als ich schon relativ naß bin. Das T-Shirt trocknet bei der Luftfeuchtigkeit, dem Schweiß und unter dem Poncho den ganzen Tag nicht mehr richtig. Wenigstens gelingt es mir diesmal auf Anhieb, den Überzug anzuziehen, nicht zuletzt, weil ich diesmal die Isomatte weiter unten angebracht habe und den Wind zur Hilfe nehme.

Selbst dieses Wetter hat nicht nur negative Seiten. Erstens habe ich das Glück, daß der Wind fast die ganze Zeit von hinten kommt, so daß mir der Regen nicht ins Gesicht peitscht. Zweitens unterstützt es meinen Willen, zügig anzukommen. Ich habe kaum ein Bedürfnis, Pause zu machen, weil ich nicht einmal einen Platz finde, mich trocken irgendwo hinzusetzen. Unter diesem Umständen nehme ich auch den schweren Rucksack nur am Rande wahr. Genauso ignoriere ich, daß mein rechter Hacken nach etwa einem Drittel anfängt, zu schmerzen. Später stellt sich dies als recht große Blase heraus.

Der Weg an sich ist jedoch interessant. Die ersten Kilometer gehen zwar über Asphalt, aber dann sind es sogenannte grüne Wege, unter anderem auch ein Feldweg, an den Rändern eingezäunt und an den Enden von Gattern gesperrt, auf dem Kühe grasen. Etwas seltsam ist es schon, sich zwischen diesen Tieren den Weg zu bahnen, Kuhfladen zu umstelzen und Matschlöcher zu überspringen.

Später komme ich angeblich an kleineren Burgruinen und alten Kultstätten vorbei. Der Aufstieg ist etwas surreal: Ich sehe weder den Grund des flach abfallenden Abhangs neben und hinter mir, noch das Ende der Steigung vor mir. Es ist wie eine Treppe ohne Anfang und Ende entlangzulaufen.

Tatsächlich etwas zu sehen ist jedoch, nachdem ich den ersten Paß in etwa 280 Metern Höhe überquert habe. Während ich einen tückischen Abstieg über einen Weg voller glitschiger Steine habe, die mir den festen Halt meiner Wanderstiefel erstmals richtig bewußt machen, kann ich im näheren Umkreis - im Nebel wahrscheinlich noch gespenstischer als sonst - die felsige, zerfurchte Mondlandschaft erkennen, für die dieses Gebiet bekannt ist. Im Caher Valley, auf nur noch knapp über hundert Metern Höhe, ist erstmals etwas mehr Sicht, unter anderem darauf, wie sich die

Regenwolken oben über den Paß wälzen. Ich hole einen Augenblick Luft, bevor ich den zweiten, steilen Aufstieg in Angriff nehme, zum Schluß immer lauter fluchend. Irgendwann ist auch er geschafft, und ich weiß: Jetzt geht es nur noch bergab.

Erst kurz vor dem Ziel kann ich erstmals den Ozean erkennen, der bei klarem Wetter fast ununterbrochen in Sichtweite gewesen wäre. Ich widerstehe der Versuchung, im Café des Newton Castle eine Pause zu machen, und ignoriere auch, daß sich unter dem Poncho aus schwer rekonstruierbaren Gründen auf den letzten Kilometern der Bauchgurt immer wieder löst. Genauso ist es mir auch egal, daß das allerletzte Stück über eine wirklich unangenehme, schnell befahrene und unübersichtliche Straße ohne Fußweg und Grünstreifen geht.

Nach relativ genau acht Stunden treffe ich am Ziel ein. Vor dem Supermarkt mit integriertem Tourist-Info-Center, an dem praktischerweise auch die Bushaltestelle Ballyvaughans gelegen ist, lasse ich erleichtert meinen Rucksack fallen und streife mir den Poncho ab. Ich hole mir ein Eis und erkundige mich, wann der nächste Bus nach Galway fährt. Die Frau von der Information hat interessanterweise Probleme mit der Angabe „17:50“ auf dem Fahrplan. Nachdem sie eine Weile überlegt und es erst für kurz vor acht hält: „It’s ten to six, isn’t it?“.

Ich setze mich also auf eine Bank, um die halbe Stunde zu warten. Nach einer dreiviertel Stunde werde ich unruhig, nach einer Stunde wird mir kalt (ich sitze nur im noch immer feuchten T-Shirt da), nach fast eineinhalb Stunden frage ich eine auf den Bus in die Gegenrichtung wartende Dame, ob das normal ist. Als meine Antwort auf ihre Frage, wie lange der Bus denn schon überfällig sei, versteht sie offenbar „fifteen“ statt „fifty“ und meint, ich solle mir keine Sorgen machen.

Nach zwei Stunden beschließe ich, mich darauf einzustellen, erst den nächsten und letzten Bus um kurz nach acht zu bekommen, und gehe durchgefroren in den Pub gegenüber, wo ich mir zum Aufwärmen einen Whiskey gönne. Ich weiß nicht, welchen ich nehmen soll und frage, welcher denn der beste sei. Die offensichtlich überforderte junge Barkeeperin empfiehlt mir wahrscheinlich einfach den teuersten: „Perhaps Jameson“. Egal, ich nehme ihn, und er hilft wirklich.

Als ich wieder draußen sitze und warte, kommt ein nasser Hund mit einem Stöckchen im Maul freudig auf mich zugehauert. Ich ordne ihn gedanklich den Passanten zu, die ein Stück hinter ihm spazieren, und tue ihm den Gefallen, zu versuchen, ihm den Stock zu entreißen. Dies gelingt mir natürlich nicht, dazu hat der Hund viel zu kräftige Kiefer. Etwas irritiert bin ich, als die Leute - freundlich aber erstaunt lächelnd - weitergehen und der Hund keine Anstalten macht, mit dem Spielen aufzuhören und ihnen zu folgen. Langsam ahne ich, daß er alleine ist, bei ihnen vergeblich Anschluß gesucht und nun mich gefunden hat. Macht nichts, meine Hose ist sowieso schon vom Matsch des Weges dreckig. Als der Hund merkt, daß ich keine Chance habe, legt er mir das Stöckchen vor die Füße. Ich werfe es einmal, er bringt es zurück. Als nächstes fällt er auf den ältesten aller Stöckchenwerftricks herein und stürzt los, obwohl ich das Holz noch in der Hand halte und nur so getan habe, als würde ich es schmeißen. Nach zehn Minuten wird es etwas langweilig; außerdem bin ich erschöpft. Natürlich hat Doggy kein Verständnis dafür und kommt süß bettelnd immer wieder an. Zwei andere deutsche Touristen (die ihn sicherlich für meinen Hund halten) finden sich, die ihn kurz unterhalten. In dem Moment kommt auch mein Bus, sogar fast pünktlich. Während wir losfahren, schaue ich dem noch fröhlich mit dem Hund spielenden Paar wissend hinterher.

Da die Frau in der Tourist-Info etwas von Studentenermäßigung sagte, frage ich den Busfahrer danach. Leider brauche ich einen Internationalen Studentenausweis, den ich mir vor dem Urlaub zu holen versäumt habe. Ich werde noch häufig feststellen, daß ich mit diesem eine ganze Menge Geld hätte sparen können.

Als ich in Galway bin, sind die ersten beiden Hostels schon belegt. Schließlich lande ich im Eyre Street Hostel, der unsympathischsten Herberge des Urlaubs. Alles sehr eng und voll, ich komme mir vor wie im Viehstall und habe erstmals das Gefühl, auf meinen Besitz achten zu müssen.

Die beiden Niederländer, mit denen ich gemeinsam ein Hostel suchte, haben mich auch sofort als Deutschen identifiziert. Trotzdem merke ich, daß ich nach einigen Tagen in diesem Land und dem Überstehen dieses schweren Marsches mich langsam heimisch und sicher fühle und an Selbstbewußtsein gewinne. Ein Gefühl der Normalität (im positiven Sinne) kehrt ein und ich bewege mich und kommuniziere unbefangener und selbstverständlicher.

6. September

Die Nacht ist besser, als ich angesichts der zehn laut quietschenden Betten in meinem Schlafsaal befürchtet habe. Vor allem träume ich, wie schon die Nächte zuvor, ziemlich intensiv, angenehm, aber auch erschreckend. Diesmal fast schon luzid, ich kann das erste Mal seit meiner späten Kindheit wieder fliegen, wenn auch auf eine recht ungewöhnliche Art.

Kurz nach dem Frühstück (man kann sich in der Küche selbständig mit Toastbrot, Marmelade und Cornflakes versorgen) finde ich mich plötzlich auf einer Bank am Eyre Square wieder, ohne bewußt die Entscheidung getroffen zu haben, das Hostel zu verlassen. Es passierte ganz automatisch, die Sachen zu packen und nach draußen zu gehen.

Ein Bettler hält mich für einen Spanier oder Italiener. Ich bin ihm so dankbar, daß ich ihm ein paar Pence gebe. Danach überlege ich, wie ich den Tag gestalte, ohne meinen noch immer angeschlagenen Fuß zu sehr zu strapazieren. Als ersten Schritt suche ich mir ein neues Hostel, wo ich mein Gepäck lagern kann. Ich nehme das Kinlay House, welches mir gestern am besten gefiel. Es ist zwar extrem teuer (13 Pfund, wieder Frühstück inklusive), aber ich habe keine Lust, noch weiter zu suchen.

Danach mache ich mich auf den Weg, mir ein wenig die Stadt anzuschauen und dabei ein paar Dinge zu erledigen. Zuerst hole ich mir in einer Apotheke Blasenpflaster. Ich bin nicht sicher, ob die helfen, aber ich möchte es zumindest nicht unversucht lassen.

In einem Buchladen komme ich endlich dazu, mir Reiselektüre zu besorgen. Vor der Abreise habe ich das nicht mehr geschafft, und unterwegs bin ich bisher nur auf Buchläden mit recht bescheidener Auswahl gestoßen. Nach kurzem Stöbern ist recht schnell klar, daß es „On the Road“ von Jack Kerouac sein soll. Ich denke, das ist angemessen.

Danach schreibe ich noch schnell in einem Internetcafé eine Mail an die Heimat und lege mich auf den Rasen am Fluß nahe des Hafens, wo ich meine Blase versorge und in der gelegentlich verdeckten Sonne eine ganze Zeit lang lese.

Als ich später aufschaue, stelle ich fest, daß der anfänglich praktisch leere Platz sich mit einigen Schulklassen gefüllt hat. Langsam wird es mir zu unruhig, daher laufe ich weiter. Erst ein Stück den Hafen entlang, dann drehe ich um und folge dem Fluß stadteinwärts. Vorbei an einigen malerischen alten Bauten gelange ich schließlich zur Ringstraße um die Innenstadt und dem obligatorischen Einkaufszentrum, wo ich im Lidl-Markt endlich mal für irische Verhältnisse richtig preiswert einkaufen kann. Dennoch sind die Preise signifikant höher als in Deutschland. Vor allem beim Dosenbier macht es sich bemerkbar, ein Pint bekommt man nicht unter einem Pfund, die guten Marken kosten eineinhalb Pfund, so daß die Kneipenpreise weniger als das doppelte der Supermarktpreise sind. Insofern ist es verständlich, daß die Iren sich so viel in den Pubs aufhalten. Auch ich bezahle lieber noch etwas mehr und bekomme dafür ein frischgezapftes Guinness in netter Umgebung.

Im Kinlay House kann ich inzwischen mein Zimmer beziehen (ich hatte den Rucksack vorher im Luggage Room) und beschließe, ein paar Klamotten zu waschen. Vor allem die guten Laufsocken gehen mir langsam aus. Da aber auch eine meiner zwei Hosen vom Burren Way äußerst mitgenommen aussieht und sich auch noch ein paar dreckige T-Shirts anfinden, lohnt es sich schon, eine Waschmaschine anzuschmeißen. Im Hostel gibt es keine solche Einrichtung, aber natürlich hat Galway eine sogenannte Laundrette zu bieten.

Eigentlich ist es eine Selbstbedienungseinrichtung, doch habe ich dort gar nicht erst Gelegenheit, ratsuchend vor den Maschinen zu stehen, da eine resolute ältere Dame, offenbar die Inhaberin,

das meiste für mich erledigt. Sie wirft nur einen kurzen Blick auf meine Wäsche und öffnet mir eine Maschine, wo ich die Sachen reinschmeißen soll. Kaum bin ich damit fertig, hat sie schon Waschpulver hineingetan, das Gerät angestellt und mir gesagt, daß ich in dreißig Minuten wiederkommen könne. Erst als ich wieder draußen bin, fällt mir auf, daß ich überhaupt nicht weiß, mit welcher Temperatur sie die Sachen jetzt wäscht. Aber dann sage ich mir, sie wird schon wissen, was sie tut.

Als ich nach einer halben Stunde zurück komme, ist die Wäsche so gut wie fertig und die Dame zeigt mir freundlich, wie die Trockner funktionieren. Für den Betrieb gibt sie mir fünf kleine Münzen, Tokens. Während des Trocknens unterhalte ich mich aufgrund des Lärms und meiner Schwierigkeit, stärker Dialekt sprechende Iren zu verstehen, nur mäßig erfolgreich mit einer älteren Lady, die dort auch auf die Wäsche wartet. Als sie sagt „cleanliness is close to godliness“ merke ich, daß dies langsam nicht mehr mein Fachgebiet ist. Meine Befürchtungen, nun mit einer irischen Katholikin über Religion diskutieren zu müssen, bewahrheiten sich jedoch zum Glück nicht.

Nach vier Tokens bin ich der Meinung, daß die Sachen trocken genug sind, was die Dame von der Laundrette erstaunt. Später im Hostel merke ich, daß sie natürlich recht hatte: Die T-Shirts waren noch nicht trocken.

Kurze Zeit überlege ich, ob ich für den Preis von vier bis fünf Pfund nicht lieber hätte per Hand waschen sollen, aber dann sage ich mir, daß ich zum einen die Wäsche nicht getrocknet bekommen und zum anderen auf dieses doch recht interessante Erlebnis verzichtet hätte.

Ich will abends nicht zuviel herumlaufen und gehe deshalb ins Kino. Ich widerstehe dem Reiz, mir „Planet der Affen“ anzusehen und entscheide mich lieber für einen irischen Film: „The Most Fertile Man In Ireland“. Nein, anders als der Titel vermuten läßt, ist es kein Porno, sondern eine Komödie und Liebesgeschichte. Sie war ganz nett, besonders die Schauspieler waren gut, aber nichts, was man unbedingt gesehen haben muß. Vor allem habe ich erstaunlich viel von den Dialogen verstanden. Hängen geblieben ist mir eine sympathische Szene, wo eine junge Frau gefragt wird, warum sie sich denn keinen Mann suche, was sie denn zu verlieren habe. Sie antwortet wie aus der Pistole geschossen: „Stolz, Würde, Selbstvertrauen und meinen Sinn für Humor.“

Nach dem Kino laufe ich noch eine Weile durch die Stadt - in der Fußgängerzone die gleiche Gauklertruppe, die ich schon in Doolin mit ihren Fackeln habe rumstümpern sehen - und lande schließlich im King's Head. Sehr junges Publikum in diesem Pub, von der Stimmung her tendiert es schon in Richtung Club. Entsprechend clubmäßig lange dauert es auch, bis die Band anfängt zu spielen. Eigentlich wollte ich zu diesem Zeitpunkt schon längst zu Hause sein, aber die funkigen Coverversionen quer durch die Rockgeschichte höre ich mir gerne noch eine Weile an.

Zurück im Kinlay House verlängere ich meinen Aufenthalt für eine weitere Nacht, um auch morgen meinem Fuß noch etwas Ruhe zu gönnen. Etwas seltsam ist das Gefühl schon, erstmals in diesem Urlaub zu wissen, wo ich die nächsten *beiden* Nächte schlafen werde.

7. September

Auch in diesem Hostel gibt es wieder Frühstück: Toastbrot, drei Sorten Marmelade, Tee, Kaffee, irgendein Saft. Wie schon gestern gelingt es mir mit dieser Zusammenstellung nur wenig, eine nachhaltige Basis für den Tag zu legen.

Vormittags laufe ich wieder ein wenig durch die Stadt: Auf den Hafenkai hinaus, durch einen Park und ein Wohngebiet zurück in die Innenstadt, wo ich eine ganze Weile nach einer preiswerten Möglichkeit suche, zu essen. Es erscheint mir alles recht teuer Wohl oder übel muß ich akzeptieren, daß das preiswerteste McDonald's ist, zumal mit der derzeitigen Aktion zwei Cheeseburger zum Preis von einem. Mehr bekommt man für knapp über ein Pfund auch im Supermarkt nicht.

So gestärkt mache ich noch ein wenig Sightseeing. Vorbei am Geburtshaus von Nora Barnacle, der Ehefrau von James Joyce, gelange ich zu einer Steintafel, die auf Geschehnisse hinweist, welche vor etwa fünfhundert Jahren an diesem Platz stattfanden. In einem Eifersuchtsdrama tötete damals der Sohn des Bürgermeisters einen spanischen Edelmann, welcher Gast der Familie war. Dem Bürgermeister als oberstem Richter der Stadt blieb keine andere Wahl, als seinen Sohn deswegen zum Tode zu verurteilen. Keiner der Scharfrichter jedoch traute sich, das Urteil zu vollstrecken, so daß dem Vater auch diese Aufgabe zufiel. Eigenhändig legte er seinem Sohn also die Schlinge um den Hals und erhängte ihn, um sich danach gebrochenen Herzens in die Isolation zurückzuziehen. Sein Name war James Lynch Fitzstephen, und der Legende nach wurde nach ihm der Begriff „jemanden lynchen“ geprägt.

In einem Laden kaufe ich mir noch eine Tageszeitung und die Karte Discovery Series 37, auf welcher die Connemara Gegend im Maßstab 1:50000 verzeichnet ist. Ich habe inzwischen den Entschluß getroffen, morgen dort hinzufahren. Deshalb hole ich mir am Busbahnhof auch noch einen Fahrplan der Regionalbusse.

So vorbereitet setze ich mich in den Aufenthaltsraum des Hostels, lese erst genüßlich zu Waffeln und Multivitaminsaft aus dem Lidl-Markt die Irish Times und mache dann anhand der Landkarte Pläne, wo es konkret morgen hingehen soll. Mich packt richtige Vorfreude, als ich die Höhenlinien, die eingezeichnet sind, verfolge und mir die Karte als dreidimensionales Relief vorstelle. In diesem Maßstab würden die höheren Berge ein bis zwei Zentimeter aus der Tischebene herausragen.

Nach einigem Überlegen erscheint mir der Ort Letterfrack ideal. Er besitzt ein Hostel, ist zentral zwischen verschiedenen im Lonely Planet empfohlenen Wanderruten gelegen und noch dazu mit einem Bus zu erreichen, der morgen früh um 10 Uhr Galway verläßt.

Spätestens jetzt beginnt es mich zu packen. Für einen kurzen Moment bereue ich es, noch eine weitere Nacht in Galway bleiben zu müssen, aber ich weiß, daß es besser so ist. Außerdem kann keine Rede davon sein, daß mir langweilig ist.

Abends beschließe ich, dem Rat eines Reiseführers zu folgen und mir das zweimal wöchentlich stattfindende Greyhound Race anzusehen. Ich bin schon viel zu früh an der Strecke und kann so noch das Ende eines dort stattfindenden Rugbyspiels beobachten. Ganz schlaue werde ich daraus jedoch nicht. Ohne, daß ich als Laie den Grund erkennen könnte, hat irgendwann eine der Mannschaften gewonnen.

Danach folgt eine recht lange Pause, bis das Windhundrennen beginnt. Ich gehe in den Tribünenraum, trinke ein Guinness und beobachte die Vorbereitungen, die auf der Sandstrecke getroffen werden, sowie die Leute, die sich unterhalten, Bier trinken und Wetten tätigen. Ein Mann hinter mir fragt mich, ob ich ihm erklären könne, wie das funktioniert. Ich muß gestehen, daß ich auch das erste Mal hier bin und frage ihn seinerseits, wo er denn das Faltblatt, auf dem offenbar

die einzelnen Renndurchläufe verzeichnet sind, her habe. Er antwortet, daß er es ausgehändigt bekommen habe, als er seinen Eintritt bezahlt habe. Nun wird mir klar, was ich schon die ganze Zeit ahnte: Daß ich das Gelände illegal betreten habe, als ich die Tür in der Mauer mit der Aufschrift „complimentary tickets only“, die ich nicht übersetzen konnte, durchschritt. Der Mann merkt das natürlich auch, lächelt aber nur. Später erfahre ich, daß ich auf diese Weise immerhin acht Pfund gespart habe.

Zwei Rennen schaue ich mir an, um festzustellen, daß es recht langweilig ist. Zwar war es interessant, festzustellen, wie unglaublich schnell diese Tiere flitzen, aber langfristig ist es wahrscheinlich nur spannend, wenn man auch selbst mitwettet.

Als ich die Tribüne nach unten verlasse, kommen gerade die Hunde für das dritte Rennen an mir vorbei. Mir fällt aufgrund seines Verhaltens (er wirkt wacher, energiereicher) Nummer 5 auf und ich beschließe, noch eben dieses Rennen abzuwarten. Etwas stolz bin ich schon, als Nummer 5 dann mit großem Abstand gewinnt.

Wieder zurück in der Innenstadt esse ich bei McDonagh's, angeblich dem besten Fish&Chips Irlands, eine riesige Portion Whiting mit Pommes. Bis auf die Menge ist allerdings wenig daran bemerkenswert. Wahrscheinlich bezieht sich das, was ich gelesen habe, auf das dazugehörige Restaurant. Ich bin an der Fast Food Kasse. Ich habe den Ehrgeiz, die Portion, für die ich Geld ausgegeben habe, restlos aufzuessen, und bezahle das mit einem entsprechend überfüllten Magen, so daß mir fast schlecht ist. Zur Verdauung gehe ich in den „Cellar“ und kaufe dort einen Whiskey, diesmal der Marke Paddy. Auch dort spielt im Keller eine Live Band, und zwar die gleiche wie am Abend zuvor im King's Head. Kurz schaue ich mir das wieder an und gehe dann schlafen.

8. September

Nach einem weiteren unbefriedigenden Frühstück, was aber diesmal nicht wichtig ist, da mir immer noch der Fisch im Magen liegt, geht es mit dem Bus nach Nordwesten.

Die Fahrt zwischen den Bergen ist schon ein Erlebnis. Mir fehlen die Worte, um diese kalten, mächtigen Riesen zu beschreiben, zwischen denen sich im Tal der Bus entlang schlängelt. Sie schweigen, doch es wirkt, als könnten sie brüllen. Wahrscheinlich sind ihre Namen schon aussagekräftig genug: Devilsmother, Mweel Rea Mountains, Ben Gorm, Ben Creggan, Altnagaighera, Doughruagh und so weiter; die Liste ließe sich noch lange fortsetzen, aber ich will nur noch einen Namen nennen: The Maumturk Mountains.

Als ich an der Kreuzung in Letterfrack aussteige, erinnert mich die Gegend unwillkürlich an Skandinavien. Das mag damit zusammenhängen, daß es hier für irische Verhältnisse recht bewaldet ist. Der Verdienst dafür gebührt wohl hauptsächlich dem Connemara National Park, der sich direkt nebenan befindet.

Nach dreihundert Metern leicht bergauf ist hinter einer Kirche schon die Herberge erreicht: The Old Monastery Hostel. Man erkennt kaum, daß es mal ein Kloster war, jedoch wirkt das Haus schon relativ alt und ehrwürdig. Die Atmosphäre ist ziemlich locker: Die Außentür steht offen, auch innen sind die meisten Zimmertüren geöffnet, ich sehe kein Personal, wohl aber einen recht alten Hund, der auf dem Tritt döst und eine Tafel, auf der geschrieben steht, daß man es sich einfach im Wohnzimmer bequem machen soll, wenn niemand da ist. Nach kurzer Zeit kommt jemand, der mir und den anderen beiden Neuankömmlingen sagt, in welchen Zimmern noch etwas frei ist. Das war es auch schon: Er will weder Namen, Ausweisnummer noch Vorauszahlung, Schlüssel gibt es auch nicht, da die Türen immer offen stehen.

Ich stelle mein Gepäck ins Zimmer und mache mich auf, kurz die nähere Umgebung zu erkunden. Der Shop an der Straße stellt sich als überraschend groß und gut bestückt heraus. Zum Nationalpark führt eine nervige, relativ lange Asphaltstraße, an deren Ende ich erfahre, daß man Eintritt bezahlen muß. Jedoch entfällt dieser am morgigen Sonntag im Rahmen der National Heritage Week. Klare Sache, daß ich somit schon einen Plan für den folgenden Tag habe.

Für heute jedoch entschieße ich mich, die Nationalstraße ein Stück in die Richtung, aus der ich mit dem Bus gekommen bin, zurückzugehen. Dort kommt nämlich nach ein paar Kilometern die bekanntere Kylemore Abbey. Schon beim Näherkommen merke ich, daß ich mich da nicht besonders wohl fühle: Ein riesiger Parkplatz mit einer Armada von Reisebussen, die Scharen von zumeist deutschen Pauschalurlaubern dort hinkarren. Die Touristen haben größtenteils einen Sticker auf der Brust, der ihre Nationalität kennzeichnet, damit ja keine Gefahr besteht, daß sie sich auf Englisch verständigen müssen. Größtenteils treiben sie sich im Souvenirshop herum und kaufen irgendwelchen Nippes. Ich möchte das nicht verurteilen, vielleicht gehe ich in fünfzig Jahren ebenso auf Reisen, aber momentan ist mir dabei eher unbehaglich zumute.

Der Eintritt für die Abbey selbst ist mir mit dreieinhalb Pfund zu teuer, so daß ich lieber noch ein Stück am See entlang laufe, bevor ich mich auf den Rückweg mache. Inzwischen bin ich auch schon ziemlich genervt von den Autos. Es ist wieder so eine Straße ohne Gehweg oder Grünstreifen, mit Steinmauern und Dornenhecken fast unmittelbar im Anschluß an den Asphalt.

Heinrich Böll schrieb vor vierzig Jahren in seinem Irischen Tagebuch: „Wem die Straße gehört, ist in Irland noch lange nicht entschieden [...] Jedenfalls gehören diese schönen Straßen nicht dem Motor.“ Dies mag nach wie vor für kleine abgelegene Straßen gelten, an denen Schilder vor frei laufenden Schafen warnen. Für die Mehrzahl der Straßen sind diese Zeiten jedoch leider vorbei.

Die Straßen gehören dem Motor. Konsequenterweise versuche ich dann auch, die fünf Kilometer zurück nach Letterfrack zu trampen, aber erfolglos. Ich komme zu Fuß dort an, bevor mich jemand mitnimmt.

Wo ich gerade bei Straßen bin: Mit dem Linksverkehr komme ich noch immer nicht klar. Besonders in Galway wäre ich einige Male fast überfahren worden, weil ich in die falsche Richtung geblickt habe, bevor ich eine Straße betrat. Ich bewundere, wie die Urlauber vom Kontinent, die perPKW unterwegs sind, damit zurechtkommen.

Abends esse ich eine Portion Tiefkühl-Curry-Huhn, die ich mir im Laden kaufe und in der Gemeinschaftsküche erhitze. Danach genieße ich die unglaublich relaxte Atmosphäre im Wohnzimmer. Draußen ist es bereits dunkel, ich sitze lesend im Sessel am Kamin, in dem ein Torffeuer brennt. Auf den Sesseln und Sofas um mich herum dösen zwei Katzen und der erwähnte Hund vor sich hin, während neben ihnen andere Gäste ebenfalls lesen. Nebenan in der Küche brutzelt sich das belgische Paar ein angenehm duftendes Essen, während wieder andere am Eßtisch Schach spielen.

Eine Weile später stellt sich heraus, daß alle anwesenden Deutsche sind. Es ist faszinierend, den Ausdruck der Erkenntnis in den Gesichtern zu sehen sowie die Art und Weise, wie einer nach dem anderen versucht, möglichst cool und beiläufig in das sich entwickelnde Gespräch einzusteigen und sich somit zu offenbaren. Vor ein paar Tagen hätte es mich wahrscheinlich noch gestört, aber inzwischen und in dieser heimeligen Umgebung tut es ganz gut, in der Muttersprache ein bißchen zu plaudern und Erfahrungen auszutauschen. Zumal die hier sitzenden alle recht angenehme Zeitgenossen zu sein scheinen.

Ich sitze noch recht lange hier und genieße den Abend, bevor ich mich irgendwann ins Bett begeben.

9. September

Die sanitären Einrichtungen sind die negative Seite dieses Hostels, wie ich spätestens beim morgendlichen Duschen feststelle. Die Toiletten sind extrem eng, die Duschen dafür umso größer, aber auch nur, weil es Gemeinschaftsduschen ohne Trennwände sind. Wieder gibt es nur einen einzelnen Wasserhahn für die Brause, aus der diesmal ziemlich heißes Wasser strömt. Darüber hinaus ist die Flüssigkeit aus den Wasserhähnen von einer deutlich wahrnehmbaren Färbung.

Das alles miteinbezogen würde ich trotzdem noch sagen, daß dies das beste Hostel ist, in dem ich jemals wohnte. Nicht zuletzt wegen des Frühstücks, das im Preis von 9 Pfund pro Nacht inklusive ist. Es gibt einen warmen Schleim, den ich erst für Porridge halte, der mir jedoch inzwischen eher eine Art Haferbrei zu sein scheint. Zunächst schmeckt es recht fade, doch wenn man sich etwas Marmelade hineinmixt ist es sehr köstlich und äußerst nahrhaft [Anm.: Porridge *ist* Haferschleim, wie ich nach meiner Rückkehr in Deutschland erfahre...]. Weiterhin hat man die Auswahl zwischen Tee und Kaffee und zwischen zwei verschiedenen Brotsorten, und zwar richtiges Brot, kein Toastbrot: Einmal ein rosinenbestücktes, kuchenartiges Weißbrot, zum anderen ein sattmachendes irisches Dunkelbrot. Mich stört am irischen Brot immer dieser etwas feucht-moдрige Geschmack, aber man gewöhnt sich daran und geht äußerst gestärkt in den Tag.

Das beste am Frühstück ist jedoch das Ambiente: Die Tische sind relativ kommunikativ angeordnet, an den Wänden hängen Schwarzweißbilder von farbigen Saxophon-, Klavier- und Gitarrespielern, und schön altmodische Bluesmusik mit leichtem Jazzeinschlag kommt aus der Musikanlage. Es gibt wahrscheinlich keine angenehmere Art, in den Tag zu starten, nichts, was Morgenmuffeltum besser vertreibt. Ständig ertappt man sich dabei, wie man sich unwillkürlich mit dem Rhythmus bewegt, während man sein Brot streicht oder nach der Teetasse greift.

Nach dem Frühstück decke ich mich am Laden an der Kreuzung mit Marschverpflegung ein, um mich anschließend auf den Weg in den Connemara National Park und den Diamond Hill hinauf zu machen. Die Straße vom Hostel hinunter ist völlig zugeparkt mit den Fahrzeugen der sonntäglichen Kirchgänger. Ich bin erstaunt, wie viele Leute offenbar hier in der Gegend wohnen.

Im Besucherzentrum des Parks schaue ich mir erst die mäßig informative Ausstellung an, bevor ich Richtung Gipfel laufe. Der Weg ist zunächst relativ matschig, wird aber trockener, je höher ich komme. Unterwegs treffe ich das deutsche Paar von gestern abend, mit denen ich mich schon beim Frühstück unterhalten habe. Wir gehen den Rest des Weges zum Gipfel gemeinsam. Es bringt Spaß, da kein klarer Weg vorgegeben ist, sondern nur stellenweise Trampelpfade. Oft muß man sich selbst einen günstigen Weg suchen.

Vom Gipfel (445 m) hat man eine tolle Aussicht auf die umliegenden Berge, den Nationalpark unter sich und die bis kurz vor den Fuß des Berges heranreichende Küste. Das alles in strahlender Sonne, es ist überwältigend. Südlich erstreckt sich hinter der Parkgrenze ein großer Forst, der von langen Schneisen durchzogen ist, bis zu einem kleinen See heran. Es sieht so verführerisch aus, daß ich den Plan fasse, nicht wieder direkt zurück zum Besucherzentrum zu laufen, sondern eine dieser rasenbewachsenen Schneisen, bis ich auf einen auf der Karte eingezeichneten Feldweg kommen müßte, der mich zu einer Straße bringen sollte, die zurück zum Hostel führt. Die gesamte Strecke schätze ich auf 10-15 km, also durchaus machbar, da es gerade erst ein Uhr nachmittags ist.

Ich steige also Richtung Süden ab, wobei ich versuche, möglichst lange auf möglichst hohem Grund zu laufen, um den moorigen Boden unterhalb des Berges zu umgehen. Die letzten paar hundert Meter bis zum Zaun ist dies jedoch unvermeidlich. Den ersten Zaun kann ich glücklicherweise problemlos überklettern, ich hatte befürchtet, daß mein Abstecher eventuell hier schon enden

würde. Auf der anderen Seite befinde ich mich in sehr matschigem Gebiet, schon fast ein Tümpel, so daß ich Schwierigkeiten habe, den zweiten Zaun, zwar niedriger, aber dafür Stacheldraht, überhaupt zu erreichen. Rüber komme ich dann auch problemlos mit einem beherzten Sprung in den Matsch.

Nun befinde ich mich am Anfang der Schneise durch den Wald, die sich jedoch keinesfalls als rasenbewachsen herausstellt, sondern von kniehohen Gräsern bewuchert ist, die in mindestens ebenso feuchtem Grund wachsen, wie ich ihn gerade überquert habe. Einen Moment lang befürchte ich, daß die Schneise in Wirklichkeit ein etwas breit geratener Entwässerungsgraben ist, doch ich will es noch mal zehn bis zwanzig Meter weit probieren. Erleichtert stelle ich fest, daß der Boden nun etwas trockener und härter wird, so daß ich vorerst weiter laufen möchte. Es ist jedoch sehr schwierig und zeitraubend, da ich immer wieder auf Moorlöcher und kleine Gräben achten muß.

Nach ein paar hundert Metern kreuzt mein Weg eine andere dieser Schneisen, die dann tatsächlich als flacher Bach bezeichnet werden kann. Wie dankbar bin ich meinen Wanderschuhen, daß sie tatsächlich sehr gut dicht halten! Ich stehe ungefähr eine halbe Minute lang bis über die Knöchel im Wasser, ohne das zu bemerken, weil ich gerade auf die Karte schaue. Kein Tropfen gelangt durch die Schuhe. Ich schaffe es, durch Sprünge von Grasbüschel zu Grasbüschel diesen Bach zu überqueren, häufig kurz davor, ins Wasser zu fallen.

Einige Minuten später kommt eine weitere Schneise dieser Art, diesmal noch schwieriger zu überqueren. Ich versuche es ein Stück weiter seitlich und falle fast in einen Graben, in dem offenbar früher mal Torf gestochen wurde. Doch auch dieses Hindernis überwinde ich irgendwie, wenn auch notgedrungen, da ich inzwischen keine Lust mehr habe, den gleichen Weg wieder zurückzugehen.

Und dann endet noch ein Stück weiter meine Schneise plötzlich hinter eine Kurve in einer kleinen Lichtung. Ich fluche, als ich merke, daß es hier nicht mehr weitergeht. Der Wald ist so dicht und voller Unterholz, daß ich ihn kaum direkt durchqueren kann. Also laufe ich zurück zur letzten Querschneise und folge ihrem Rand in die Richtung, in die ich den auf der Karte eingezeichneten Feldweg vermute. Leider ist inzwischen die Orientierung schwer geworden, die Baumwipfel lassen nur selten Blick auf die umliegenden Berge, und daß mein Billigkompaß unzuverlässig ist, habe ich schon vorher festgestellt.

Immer weiter laufe ich in den Wald, immer wieder schaffe ich es nur knapp, nicht in Bäche zu fallen, immer wieder muß ich einem anderen „Weg“ folgen, weil ich geradeaus nicht weiterkomme.

Als ich einmal einen Augenblick stehenbleibe, um einen Schluck zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen, sehe ich mich plötzlich von einer Wolke winziger stechender oder beißender Fliegen umgeben. Fast panisch laufe ich weiter, egal, wohin, nur weg von den Biestern.

Nachdem ich eine ganze Weile einem größeren Bach gefolgt bin, merke ich, daß er mich immer weiter von meiner Richtung abbringt und wahrscheinlich letztlich in den See mündet, ohne daß ich ihn dann noch überqueren kann. Daher suche ich mir hier eine schmale Stelle, die ich überspringen kann. Das gefährlichste dabei ist, daß ich nur schwer abschätzen kann, wie das andere Ufer beschaffen ist. Der Stock, den ich mir inzwischen zum Tasten, Abstützen und Spinnweben Entfernen beschafft habe, verrät auch nicht allzu viel. Ich springe einfach ins Ungewisse.

Doch dieser Sprung ist wahrscheinlich die beste Idee, die ich in den letzten Stunden seit dem Gipfel gehabt habe. Auf der anderen Seite befindet sich nämlich gerade das, was als Feldweg eingezeichnet ist. Natürlich führt auch er durch tiefe Pfützen und Tümpel und ist offenbar seit langer Zeit unbenutzt, außer von der Natur, und zwar als Bachlauf.

Nach ein paar Kilometern sehe ich endlich die ersehnte Straße vor mir. Ein Gatter ist noch zu überklettern, und ich habe wieder festen Boden unter den Füßen. Ich bin erleichtert, daß alles gut gegangen ist und nehme erstaunt zur Kenntnis, daß es erst kurz nach vier Uhr ist. Erleichtert mache ich eine kleine Futterpause, bevor es nun auf glatten Straßen zum Hostel geht. Unterwegs stelle ich fest, daß ich in MKS-Sperrgebiet heraus gekommen bin. Das ist nun auch zu spät.

Auf der Nationalstraße treffe ich wieder die beiden Deutschen, wie sie versuchen, per Anhalter nach Cleggan oder Clifden zu kommen. Ich wünsche ihnen noch viel Glück, treffe sie jedoch abends im Hostel wieder. Sie hatten keinen Erfolg und bleiben somit noch eine Nacht länger. Da wir alle drei großen Hunger haben, gehen wir gemeinsam in den Pub, um dort Kleinigkeiten zu essen und etwas zu trinken. Den Abend lassen wir wieder am Kaminfeuer ausklingen.

10. September

Für heute habe ich mir den Berg oberhalb der Abtei vorgenommen, den Doughruagh. Mich reizt vor allem die Beschreibung im Lonely Planet: „A rugged, seemingly unapproachable rocky massif which hides a surprisingly straightforward and very rewarding walk.“

Doch vorerst muß ich zum Fuß des Berges, zur Kylemore Abbey gelangen. Glücklicherweise klappt jetzt das Trampen fast auf Anhieb. Mich nimmt ein Engländer mit, der eine Irin geheiratet hat und jetzt hier lebt.

Erleichtert, diese lästigen Kilometer übersprungen zu haben, beiße ich sogar in den sauren Apfel, den Eintritt für die Abtei zu bezahlen, denn der Aufstieg beginnt auf ihrem Gelände. Zwar steht im Lonely Planet, daß man nur einen reduzierten Preis bezahlt, wenn man sagt, daß man die Abtei gar nicht besichtigen will, sondern nur den Berg erklimmen möchte, doch dies scheint seitdem von zu vielen Leuten ausgenutzt worden zu sein.

Da ich nunmal bezahlt habe, schaue ich mir auch den fünfzehnminütigen Informationsfilm an und laufe einmal kurz durch die Abbey. Doch ich habe kaum Geduld für das alles, ich will auf den Berg. Die ersten 200-300 m geht es in Serpentina einen gut begehren steinigen Pfad inmitten eines Waldes aus Rhododendronpflanzen (die sich angeblich zu einer regelrechten Plage entwickeln) bergauf, bis eine Statue erreicht ist. Hier kehren die beiden Schweizer, die die ganze Zeit vor mir liefen, wieder um. Ich selbst mache einen Augenblick Pause und folge dann oberhalb des Waldes einem langsam aber stetig bergaufführenden Pfad. Zeitweise ist er nur schwer erkennbar, aber insgesamt komme ich ganz gut voran, bis der Paß zwischen Doughruagh und dem Nachbarberg erreicht ist. Hier sehe ich das letzte Mal für den Rest des Nachmittags zwei andere Wanderer entfernt vorbeiziehen.

Ab jetzt geht es steiler bergauf, und ich verliere recht schnell den Weg, der im Buch beschrieben ist, so daß ich es mir wahrscheinlich noch deutlich schwerer als nötig mache. Teilweise artet es tatsächlich in Kletterei, mit beiden Händen und Füßen gleichzeitig haltsuchend, aus. Dabei bewundere ich die Schafe, die ständig behende vor mir den Berg hinaufspringen. Froh bin ich über den stabilen Stock, den ich mir in weiser Voraussicht aus einem toten Baum gerissen habe, als ich noch im Wald war. Vor allem für den Abstieg werde ich ihn noch brauchen.

Doch irgendwann habe ich erschöpft das Gipfelplateau erreicht. Nun gilt es nur noch, unter den vielen Spitzen und großen Felsen, zwischen denen kleine Seen (*tarns*) liegen, den echten, einzig wahren Gipfel herauszufinden. Zweimal ersteige ich welche, um vom jeweiligen Aussichtspunkt aus festzustellen, daß in der Nähe noch ein höherer liegt.

Umso größer ist die Freude, als ich in einer Höhe von 526 Metern schließlich den richtigen erreicht habe. Ich bin völlig allein hier oben. Ab und zu sehe ich ein winziges Auto die Straße im Tal entlangfahren, das einzige andere Zeichen von Leben sind die Schafe, die als kleine weiße Sprenkel die Hügel gegenüber zieren.

Das Wetter ist deutlich bedeckter als gestern, jedoch noch immer hervorragend. Einige der höheren und entfernteren Gipfel liegen zeitweise in den Wolken.

Nach kurzer Zeit der Besinnung mache ich mich auf den Abstieg. Ich bin nicht sicher, ob ich diesmal die richtige Strecke gehe, aber ich komme relativ leicht wieder am Paß in ca. 320 Metern Höhe an. Nun ist die Entscheidung zu treffen, ob ich zurück zur Abbey laufe oder die erweiterte Route zum alternativen Ziel über die Gipfelkette nordöstlich nehme. Ich sage mir, daß ich die Zeit und das tolle Wetter nutzen muß und entscheide mich für die Alternativroute.

Schon der erste Anstieg erweist sich als höllisch anstrengend und nicht enden wollend. Immer

wieder muß ich große Bögen laufen, um überhaupt eine Chance zu haben, hinauf zu kommen. Anfangs macht es mir noch Spaß, auszuknobeln, wo ich den leichtesten Aufstieg habe, aber nach einiger Zeit bin ich so kraftlos, daß ich nur noch den ersten Gipfel herbeisehne. Dort angekommen, haut mich die Erkenntnis um, daß ich erst einen kleinen Teil des Anstiegs hinter mir habe, daß ich noch lange nicht so hoch bin wie vermutet und vor allem, daß der nächste, deutlich höhere Gipfel hinter einer tiefen Furche liegt, die ich erst wieder bergab laufen muß. Kraftlos lasse ich mich vorerst ins Gras fallen, ungeachtet der Tatsache, daß da Schafsködel liegen könnten.

So liegend kühlt mich der Wind recht schnell ab; nach einer Trinkpause wandere ich daher lieber bald weiter. Der nächste Gipfel, Garraun, ist mit 598 Metern dann auch der höchste. Hier gönne ich mir eine längere Pause, während derer ich wieder viel trinke, die wahnsinnige Aussicht genieße und vor allem meine Landjäger esse, die ich noch aus Deutschland mitgebracht habe. Sie sind auch dringend nötig, um wieder zu Kräften zu kommen.

Denn auch der Rest des Weges bis zum letzten Gipfel, Benchoona, ist weniger eben, als es auf der Karte und von Doughruagh her aussah. Ich habe bereits die Zeit, die im Lonely Planet für die alternative Route veranschlagt ist, überschritten, noch bevor ich ansatzweise an den Abstieg denken kann.

Daher drängt die Zeit, als ich Benchoona erreicht habe. Nur flüchtig genieße ich noch ein letztes Mal die Aussicht auf die Umgebung und den Fjord Killary Harbour, bevor es abwärts geht. Zwei Routen sind vorgeschlagen: Über die Ostflanke („sehr steil“) oder über den Nordwestkamm („extrem steil“). Ich überlege gar nicht lange und drehe ostwärts. Es erweist sich als gar nicht so einfach, den gedachten Abstieg überhaupt aufzuspüren, nicht zuletzt, weil er sich kaum als solcher zu erkennen gibt. Wenn ich nicht relativ sicher wäre, ihn eindeutig identifiziert zu haben, würde ich es kaum wagen, diesen steilen Hang überhaupt für einen Abstieg in Betracht zu ziehen. Andererseits traue ich es nach diesem Anblick nicht, mir die „extrem steile“ Nordwestroute auch nur anzusehen.

Ich nehme also meinen Mut zusammen, verdränge die bedenkliche Länge, die mein Schatten im tiefstehenden Sonnenlicht inzwischen angenommen hat, genau wie den Winkel und die Entfernung, in der ich Häuser und Straße fast direkt unter mir erkennen kann, und mache mich vorsichtig an den Abstieg. Nach einem endlosen Zickzacklaufen, bei dem ich ohne meinen Stock wohl aufgeschmissen wäre, erreiche ich an der Westspitze von Lough Fee die Straße und muß mich beherrschen, um nicht vor Freude wie der Papst den Asphalt zu küssen.

Doch weiter muß es gehen. Ich habe etwa zwei Stunden bis Sonnenuntergang und noch sehr, sehr viel Weg vor mir. Wieviel genau, wage ich nicht auszurechnen, aber 15 km könnten es schon sein. Daher versuche ich, per Anhalter weiter zu kommen, solange es noch hell ist. Ich habe Glück: Bereits der dritte, ein langhaariger Benzfahrer mit seiner Frau oder Freundin, hält und nimmt mich ein weites Stück mit bis nach Lemnahellia.

Von hier aus ist es machbar, zu laufen. Zunächst bleibt mir auch nichts anderes übrig, denn etwa zwei Kilometer lang findet sich kein einziger Fahrer in meine Richtung. Doch dann kommt gleich ein ganzer Schwung, von denen mich auch einer der ersten zehn bis nach Letterfrack mitnimmt. Es ist ein altes, etwas schrulliges, aber sehr sympathisches Ehepaar, das auch in den Bergen wandern war.

Als ich später im Hostel unter der Dusche stehe, kann ich noch immer nicht fassen, welches Glück ich auf dem Rückweg gehabt habe.

Später esse ich im Pub noch ein Chicken Sunrise Sandwich, bevor ich es mir einen letzten Abend am Kamin bequem mache. Die anderen Deutschen, die ich kennengelernt habe, sind alle weitergereist, dafür sind da nun zwei neue Mädchen aus Deutschland, die auch zu Fuß mit Zelt unterwegs sind. Die eine liest recht gequält den Steppenwolf von Hesse. Leider gelingt es mir nicht, ihr die Qualität dieses Romans nahezubringen. Dafür entdecke ich, als ich ihrer Bemerkung, daß meine Reiselektüre ja recht anders als ihr Buch sei, widerspreche, interessante Parallelen zwischen Kerouac und dem Steppenwolf.

11. September

Nach dem reichhaltigen Frühstück, diesmal mit den beiden Mädels und einem Belgier aus Antwerpen, weiß ich noch immer nicht, wohin ich heute weiterziehe, nur, *daß* es heute weitergehen muß. Ich beschließe, erstmal meine Sachen zu packen und vertraue darauf, daß sich das weitere ergeben wird.

Als ich die drei Nächte bei der Frau vom Hostel bezahle, gibt sie mir den Rat, Inishbofin zu besuchen, eine der Küste vorgelagerte Insel. Das klingt verführerisch, aber in mir überwiegt der Wunsch, noch irgendeine ganz andere Gegend Irlands zu sehen. Aus dem gleichen Grund gehe ich auch nicht entlang des Western Way, den mir die beiden Deutschen empfohlen haben.

Dennoch fällt es mir schwer, diese beeindruckende Gegend zu verlassen. Ich möchte noch einmal aus einem Dialog bei Böll zitieren: „Gehen Sie nach Connemara, Father - soviel schöne Landschaft auf einmal, mit so wenig Menschen drin, haben Sie sicher noch nie gesehen“

An der Straße versuche ich zunächst, per Anhalter Galway zu erreichen. Nach etwa einer halben Stunde nehmen mich zwei Frauen, die auch auf Inishbofin waren, ein weites Stück bis nach Maam mit. Von dort aus will ich eigentlich die acht Kilometer nach Maam Cross laufen, doch nach kurzer Zeit wälzen sich Regenwolken über die Berge westlich von mir. Als ich merke, daß sie unausweichlich sind, halte ich den Daumen raus und werde instantan vom nächsten Fahrer mitgenommen. Keine Sekunde zu früh, wie wir gemeinsam feststellen, denn wenige Augenblicke später prasselt der Regen los.

In Maam Cross stelle ich mich noch zehn Minuten an der Tankstelle unter, bis der Schauer vorüber ist. Weiter geht es per Anhalter. Ein amerikanisches Paar fährt an mir vorbei, dreht jedoch nach kurzer Zeit um und nimmt mich doch mit nach Galway. Ich bin der erste Anhalter, den sie mitnehmen, was mich ein bißchen stolz macht. Als ich erzähle, daß ich noch nicht weiß, wo ich heute hin möchte, berichten sie, wo sie waren, und legen mir insbesondere Dingle im Südwesten ans Herz. Das klingt gut. Wir unterhalten uns noch recht lange über Irland, Europa und die USA, bis im Autoradio eine Meldung kommt, die uns eine Weile ungläubig verstummen läßt. Zwei Passagierflugzeuge sind in jeweils einen Turm des World Trade Centers in New York gestürzt. Ich erkenne zwar schon, daß das eindeutig ein Attentat ist, dennoch wirkt die Nachricht an sich, noch dazu in ungewohnter Sprache aus einem fremden Autoradio, seltsam unreal. Noch gelingt es mir, das ganze zu relativieren (Vielleicht haben die Maschinen ja keine Passagiere transportiert... Und so ein Wolkenkratzer hält eine Menge aus...) und zu verdrängen.

In Galway löse ich ein Busticket nach Limerick, von dort aus geht es mit einem anderen Bus weiter nach Tralee nahe Dingle. Später erst höre ich, daß es deutlich preiswerter gewesen wäre, gleich ein Ticket ganz von Galway nach Tralee zu nehmen.

In Tralee bleibe ich für die Nacht, da es schon recht spät ist. Im ersten Hostel ist kein Bett mehr frei, aber ich bekomme die Adresse der Courthouse Lodge, wo ich auch für die Nacht unterkomme, wenn auch teuer (10 Pfund ohne Frühstück). Sobald ich meinen Rucksack nach oben getragen habe, setze ich mich zu den anderen Gästen vor den Fernseher im Gemeinschaftsraum. Jetzt erst wird mir das volle Ausmaß der „Attack on America“ bekannt. Auch das Pentagon sowie ein viertes Flugzeug sind betroffen, die Maschinen haben sehr wohl Passagiere transportiert und - spätestens hier wird mir kotzübel - beide Türme des World Trade Centers sind kollabiert und haben wahrscheinlich einen Großteil der zehntausenden dort Arbeitenden sowie hunderte Feuerwehrmänner in den Tod gerissen.

Zehn oder zwanzig Minuten schaue ich mir die unvorstellbaren Bilder an und torkle dann

konfus auf die Straße. Ich mußte einfach an die frische Luft und laufe nun quer durch die Stadt. An einer Telefonzelle rufe ich kurz zu Hause an, um mitzuteilen, daß es mir gut geht. Wobei mir das Wort „gut“ in diesem Zusammenhang nur schwer über die Lippen kommt.

Langsam wird mir bewußt, daß ich seit dem Frühstück nichts nennenswertes gegessen habe. Ich suche mir daher einen Pub mit etwas billigem zu essen und finde eine günstige, wenn auch kleine Lasagne für vier oder fünf Pfund. Auch hier läuft der Fernseher und es herrscht eine entsprechend niedergeschlagene Stimmung.

Im Hostel setze ich mich wieder in den Gemeinschaftsraum und versuche weiter, nähere Informationen zu bekommen und mir wie Millionen andere Menschen auf der ganzen Welt zu dieser Zeit ebenfalls überhaupt klar zu machen, welche Grausamkeit da überhaupt passiert ist und welche Folgen dies haben wird. Neben mir sitzt ein Palästinenser, der sich durch die Stimmung im Raum gleich in eine Verteidigungsposition gedrängt sieht. Er erklärt, daß man gar nicht wisse, in welchem Zusammenhang die Bilder von den feiernden Palästinensern, die immer wieder ausgestrahlt werden, zu sehen sind. Außerdem ist er überzeugt, daß sein Volk gar nicht die Mittel für eine solche Aktion hätte.

Noch immer nicht wieder ganz bei mir gehe ich ins Bett. Es wird mir jedoch lange Zeit nicht gelingen, einzuschlafen, weil nach kurzer Zeit der letzte Gast unseres Schlafraumes einkehrt. Er ist fett, betrunken, Asthmatiker, für Herbergsverhältnisse relativ alt, schnarcht, wie ich noch nie einen Menschen habe schnarchen hören, und schläft im Bett direkt über mir. Es ist zeitweise so ohrenbetäubend laut, daß ich mir das Kopfkissen um die Ohren schlage, weil es physisch schmerzt. Alle paar Sekunden wechselt er die Tonart, und schafft es jedesmal, seinen dicken Bauch in einen perfekten Resonanzkörper zu verwandeln. Ein gleichmäßiger Rhythmus ist nicht zu erkennen. Immer, wenn die Geräusche für einen kurzen Moment aussetzen, wird die für einen Augenblick aufkeimende Erleichterung schnell von Angst um sein Leben verdrängt, weil er dann nämlich plötzlich überhaupt nicht mehr atmet. Die Sorgen sind jedoch unbegründet: Mit einem gurgelnden Röcheln geht es stets wieder weiter.

Ich spiele lange mit dem Gedanken, mich auf den Flur zu setzen und zu lesen, bis mir etwas besseres einfällt, oder mich ganz schnell irgendwo so sehr zu besaufen, daß mir die Schnarcherei egal ist. Nach einigen Stunden des Martyriums dämmere ich dann doch weg in einen wenig erholsamen Schlaf.

12. September

Nachdem ich ein paar Sachen, die ich im Laden nebenan kaufte, gefrühstückt habe, mache ich mich etwas zögerlich auf den Weg, die erste Etappe des Dingle Way von Tralee nach Camp zu laufen, wo ich dann zelten will. Zögerlich deshalb, weil ich mich nach dieser Nacht nicht ganz fit fühle, weil das Wetter regnerisch ist und nicht zuletzt, weil mich noch die Ereignisse in Amerika beschäftigen.

Bereits nach drei bis vier Kilometern jedoch sehe ich eine solch unangenehme Regenfront auf mich zukommen, daß ich mich eine Weile an einer Tankstelle unter das schützende Dach begeben. Es sieht nicht so aus, als würde es in den nächsten Stunden deutlich besser, und so nutze ich ein paar trockene Minuten, um mich mit Ziel Dingle zum Trampen an die Straße zu stellen. Nach etwa zehn Minuten werde ich von einem einzelnen Herren mitgenommen. Viel reden tun wir beide nicht, sondern lauschen mehr den Meldungen aus dem Radio, die natürlich nur ein Thema haben.

In der Nähe von Camp setzt er mich ab, von hier aus gibt mir ein junges ortsansässiges Paar einen Lift bis nach Dingle. Zwischendurch halten wir hin und wieder an Baustellen an, weil er für eine Fensterfirma arbeitet und irgendwelche Informationen einholen muß. Die restliche Zeit sind die beiden vorne in ein Gespräch vertieft und von Kassette läuft U2 (alle Iren scheinen Fans dieser einheimischen Band zu sein). So kann ich in aller Ruhe die Landschaft genießen, die von der Bergkette geprägt ist, welche sich über die ganze Dingle Halbinsel schiebt und immer wieder wunderbare Aussichten gewährt.

Nachdem ich mich dankend von den beiden verabschiedet habe, suche ich die Tourist Information auf, um mir den Weg zu einem Hostel sagen zu lassen. Mit der Beschreibung komme ich jedoch nicht klar, so daß ich einfach zu dem gehe, das ich bei der Einfahrt in den Ort schon gesehe habe. Es ist ein normales Wohnhaus in der Nähe des Hafens, das offensichtlich nachträglich statt zu Bed&Breakfast zu einer Herberge umgewandelt wurde. Teile des Hauses sind von der Familie bewohnt, im Obergeschoß beispielsweise liegen auf dem Flur Legosteine herum, während andere Räume Gästezimmer sind. Ich nehme eines der sechs Betten im Erdgeschoß-Schlafraum. Es ist ein seltsames Gefühl, in dieser Umgebung Unterkunft zu haben.

Die ersten Stunden verbringe ich damit, mich durch die Tageszeitung zu wühlen, jede Information über die Terrorangriffe aufsaugend. Offenbar arbeiten traditionell sehr viele Iren, die nach New York auswandern, dort bei der Feuerwehr, so daß ein Großteil der beim Einsturz ums Leben gekommenen Rettungskräfte irischer Herkunft ist. Ich frage mich, ob es nur der kompromißlos mutige Wille war, Menschenleben zu retten, der die Helfer in die brennenden Türme geführt hat, oder ob es den Leuten genauso ging wie mir, als ich die erste Meldung im Radio hörte, daß sie überhaupt nicht die Möglichkeit in Betracht zogen, daß dieses Wahrzeichen Amerikas einfach einstürzen könnte.

Ich will mich noch ein wenig in Dingle umsehen. Mir scheint die Information im Reiseführer bezüglich der Besucher nicht mehr ganz zutreffend zu sein. Ohne den direkten Vergleich zu haben würde ich trotzdem sagen, daß der Tourismus hier deutlich zugenommen hat. Was aber nichts daran ändert, daß Dingle mit seinem Fischereihafen an einer kleinen Bucht und am Fuße der Bergkette wunderschön gelegen ist.

Gegen Abend regt sich wieder der Hunger und ich esse in einem kleinen Imbiß, der außer mir offensichtlich nur von Dorfeinwohnern genutzt wird (was auch der Grund ist, warum ich ihn ausgewählt habe), mal wieder Fish&Chips. Ich finde es faszinierend, wie deutlich man Touristen von den hier lebenden unterscheiden kann. Vielleicht ist das alles auch nur Selbsttäuschung, schließlich

fehlt die empirische Überprüfung. Zumindest freue ich mich immer, wenn mich mal jemand um Auskunft nach dem Weg oder Ähnlichem bittet. Das zeigt, daß ich gelegentlich nicht zu sehr als Fremder auffalle. Warum mir das wichtig ist, kann ich nur schwer erklären.

Später gehe ich schon sehr früh schlafen ohne vorher noch ein Guinness als Abschluß des Abends getrunken zu haben. Nicht der ruhige Tag, die letzte Nacht hat Spuren hinterlassen.

13. September

Es gibt immer diese kleinen Unterschiede jenseits von Mentalität, Sprache, Landschaft und Klima zu entdecken, wenn man ins Ausland fährt. Eine dieser Eigenheiten Irlands besteht darin, daß praktisch alle Waschbecken (ich habe keine Ausnahme gesehen) getrennte Hähne für warmes und kaltes Wasser besitzen. Daß die Erfindung der Ein-Hebel-Mischbatterie prinzipiell auf die Insel vorgedrungen ist, davon zeugen einige Duschen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß diese Bauweise preiswerter ist. Ich bin deshalb zu dem Schluß gekommen, daß der Grund für diese Anordnung darin zu suchen ist, daß die Leute so zum Wassersparen gebracht werden sollen. Will man sich nämlich mit Flüssigkeit jenseits der Extreme unerträglich heiß und eiskalt waschen, ist man gezwungen, das frische Nass bei geschlossenem Abfluß im Waschbecken zu mischen. Zugegeben, diese Theorie übergeht die Beobachtung, die ich gerade heute mache, daß auch Privatmenschen sich freiwillig das Leben komplizierter machen, indem sie sowas in ihrem Haus einbauen. Und auf einigen öffentlichen Toiletten gibt es zum Wassersparen noch den trickreichen Mechanismus, daß selbiges nur genau solange fließt, wie man auf den Knopf drückt. Es ist spaßig zu sehen, wie die Benutzer dann versuchen, sich die Hände zu waschen, während sie nur eine frei haben.

Als ich mir nach diesen nebensächlichen Betrachtungen einen Plan für den Tag machen will, wird mir gerade mit Erschrecken bewußt, daß heute ja schon einer der letzten Tage ist. Um Samstag streßfrei zum Flughafen zu kommen, sollte ich morgen schon in Limerick Unterkunft suchen. Dies wird also meine letzte Nacht in Dingle sein. Der Gedanke, daß die Tage des spontan in den Tag Lebens damit gezählt sind, macht mich wehmütig. Möglicherweise mache ich nie wieder so frei und unabhängig Urlaub wie diesen Sommer.

Einen Grund mehr, diesen Tag noch einmal richtig auszunutzen. Dafür ist zunächst ein ordentliches Frühstück wichtig. Da ich auf die Schnelle kein Café und keinen Pub finde, der ein echtes irisches Frühstück anbietet, decke ich mich im SuperValu mit Brötchen, Käse, Orangensaft, Bananen und Joghurt ein und esse in der Küche des Hostels ausgiebig, während ich wieder die Irish Times lese. Da das wie üblich einige Zeit in Anspruch nimmt (während derer das Wetter aber auch nicht einladend ist) komme ich erst am frühen Nachmittag dazu, loszuziehen. Mein Ziel ist der Berg Ballysitteragh nördlich des Dorfes. Das ist zwar kein offizieller Weg, aber nach der Karte sieht das prinzipiell machbar aus. Das Wetter beschließe ich zu ignorieren. Mit den Regenschauern geht das auch ganz gut; sie stören mich nicht besonders, während ich an der Ostseite eines Ausläufers langsam aber stetig bergauf gehe. Als ich den Kamm erreiche, hat es aber schlagartig ein Ende mit meiner Gleichgültigkeit dem Wetter gegenüber. Hier fegt ungebremst ein solch starker Sturm über die Kappe, wie ich ihn selten erlebt habe. Nur mit äußerster Anstrengung schaffe ich es, ihm ein paar Meter entgegen zu gehen, selbst das Atmen ist dabei kaum möglich, weil der Wind mit voller Kraft in die Lunge drückt.

Unter diesen Umständen wäre es leider zwecklos und womöglich sogar gefährlich, weiter bergauf zu gehen. Ich versuche, dies als lehrreiche Erfahrung abzubuchen, auch einmal vor den Kräften der Natur kapitulieren zu müssen. Zumindest sehe ich von hier oben eine Möglichkeit, auf einem anderen Weg zurück ins Dorf zu gehen. Dieser erweist sich sogar als wesentlich besser lauffar als der Hinweg. Mir ist es ein Rätsel, warum die Discovery Series Karte 70 ihn nur auf einem Teilstück als kurze gestrichelte Linie ohne Verbindung zum restlichen Straßen- und Wegenetz verzeichnet. Solcherlei Seltsamkeiten sind mir vorher schon häufiger aufgefallen: Mitten in der Landschaft befindet sich angeblich ein isoliertes Stück Feldweg, im Nichts beginnend und ebenso endend. Doch selten war die Absurdität so offensichtlich wie hier. Sehr wohl führt der Weg auf

eine Straße, und noch dazu ohne Gatter oder sonstiges Hindernis, obwohl die Wiese voller Schafe ist.

Der Anblick dieser zugegebenermaßen recht dummen Tiere ist für mich immer wieder Anlaß, über die Faszination dieser Welt nachzudenken. Sie besitzen nichts und sind dennoch optimal für das Leben in der Natur ausgestattet. Ich hingegen habe vor dem Urlaub Wochen damit zugebracht, meine Ausrüstung zu besorgen: Spezielle Wanderschuhe, angemessene Kleidung, einen guten Rucksack, Regenzeug, Zelt, Schlafsack, Isomatte, Kulturzeug, Nahrung, Behälter für Frischwasser und etliche Kleinigkeiten, die ich an dieser Stelle nicht alle aufzählen möchte. Und dennoch sind die Schafe sehr viel besser für das Leben unter freiem Himmel gewappnet als ich. Warum sind uns Menschen diese Fähigkeiten abhanden gekommen? Oder sind wir erst zu dem geworden, was wir sind, um diese Mängel zu kompensieren?

Ein anderer Aspekt, der mir immer wieder in den Sinn kommt, wenn ich die allgegenwärtigen Schafe betrachte, ist die Absurdität komplexen Lebens. Stanislaw Lem hat in einem seiner Bücher darauf hingewiesen, daß von einem gewissen Standpunkt aus die erfolgreichsten Lebewesen die Einzeller sind. Sie schaffen es mit geringstem Aufwand ihren genetischen Code so oft wie möglich zu reproduzieren und sind dabei oft noch am unempfindlichsten gegen Schwankungen der Umweltbedingungen. Dies macht den Umstand so faszinierend, daß dennoch komplexes Leben existiert. Es ist wie ein riesiger zellulärer Automat, wie Conways LIFE. Irgendwo gibt es ein paar ganz einfache Regeln (zumindest vermute ich das) und auf einer solch abstrakten Ebene, daß man Höhenangst bekommen könnte, entstehen unglaublich komplexe, sich selbst reproduzierende Strukturen, die wir beispielsweise Schafe nennen.

In solchen Situationen (oder wenn ich die Berge betrachte: auch, was sie geformt hat, ist letztlich Mathematik) bin ich einfach glücklich, Physik zu studieren und wenigstens eine oberflächliche Einsicht in die Gesetze, die unsere Welt bestimmen, gewinnen zu dürfen.

Doch jäh werde ich in weltliche Probleme zurückgeworfen, als mir bewußt wird, daß ich noch keine Unterkunft für den morgigen Tage habe. Auch sonst habe ich mich darum immer erst vor Ort gekümmert, doch diesmal ist das aus zwei Gründen nicht anzuraten, die beide mit den Geschehnissen von Dienstag zusammenhängen. Erstens dürfen noch immer keine Flugzeuge die Vereinigten Staaten anfliegen, so daß die Touristen (unter anderem die beiden Amis, die mich von Maam's Cross nach Galway gefahren haben) zwangsläufig hier festsitzen, und das sicherlich in der Nähe der Flughäfen, im Falle Shannons also in Limerick. Die somit zu erwartende kritische Bettensituation wird zweitens dadurch verschärft, daß für morgen ein nationaler Trauertag angeordnet ist. Das bedeutet in Irland nicht nur Gedenkveranstaltungen wie in anderen Ländern, sondern ein großer Teil des öffentlichen Lebens ist eingeschränkt. Behörden und sonstige staatliche Einrichtungen, die nicht der Notversorgung dienen, sind geschlossen, Busse fahren nur nach dem Sonntagsfahrplan und Besitzer von Shops, Pubs und Hotels sind aufgerufen, morgen so weit wie möglich zu schließen.

Ein Anruf bei dem Hostel am Perry Square in Limerick bestätigt mir, daß sie tatsächlich keine neuen Gäste aufnehmen, da sie „eigentlich nicht arbeiten dürfen“, wie mir die deutsche Frau, die ich am Telefon habe, erklärt. Sie kann mir aber die Nummer von einem sehr günstigen (10 Pfund) B&B geben, das mich dann morgen aufnehmen kann.

Während ich abends eine Tiefkühlhasagne in den Ofen der Gemeinschaftsküche schiebe, unterhalte ich mich mit einem Zivi aus Reutlingen über die möglichen Konsequenzen aus den Geschehnissen in den USA. Dieses Thema ist zur Zeit einfach unvermeidlich. Später lerne ich noch ein deutsches Paar aus Oldenburg kennen. Während sie abends im Hostel bleibt gehe ich mit Olli durch die Pubs, da heute das mehrtägige Dingle Music Festival beginnt. Im ersten Pub gibt es interessante und halbwegs anspruchsvolle traditionelle Musik mit Gitarre, Trommeln, Dudelsack, irischer Flöte und Gesang. In den nächsten beiden stoßen wir auf recht niveaulose einzelne Sänger mit Gitarre. Betrunkene und mit weniger Touristen mag das unterhaltsam sein, aber momentan empfinden wir das auch nicht als besser als deutsche Volksmusik. Später erwischen wir noch die letzten zwanzig Minuten eines Trios, das recht eigenwillige und spannende Coverversionen der Popmusik der letzten Jahrzehnte bietet. Der Trommler holt erstaunlich viel aus seinem Mini-Schlagzeug heraus und die Sängerin legt ziemlich selbständige Interpretationen der Songs vor. Schade, daß wir hier erst so spät gelandet sind.

14. September

Mein Frühstück ist heute mal recht sparsam. Ich hatte eigentlich kalkuliert, daß am heutigen Trauertag zumindest die örtliche Tankstelle öffnen würde, doch nicht einmal dort kann ich mir etwas Eßbares oder eine Zeitung holen. Ich muß also auf das wenige zurückgreifen, das ich bereits gestern gekauft habe: Cornflakes, Bananen, Müller-Milchreis.

Etwas lustlos nehme ich zur Kenntnis, daß ich heute mal wieder eine mehrstündige Busfahrt vor mir habe. Wenigstens hat am Umsteigepunkt Tralee ein Kiosk geöffnet, der mir eine Tageszeitung verkaufen kann, mit welcher ich mir die Zeit bis zur Ankunft des Anschlussbusses vertreiben kann. In diesem werde ich dann überwiegend dösen, die letzte Nacht war doch etwas schnell vorbei.

Kurz nach drei Uhr nachmittags in Limerick angekommen setze ich mich eine Weile auf eine Parkbank gegenüber einem Spielplatz voller herumtollender Kinder und lese über eine halbe Stunde, da ich der Frau vom B&B gesagt habe, ich würde zwischen vier und sechs kommen. Punkt 16:00 Uhr jedoch stehe ich in der Telefonzelle und lasse mir Adresse (Verona Esplanade 2) und Wegbeschreibung geben. Wie gewöhnlich komme ich mit letzterer nicht klar, so daß ich fast eine Stunde lang immer wieder fragend durch die Stadt irre, bis mir ein hilfsbereiter Polizist endlich mal verständlich erklärt, wie ich laufen muß.

Die irische Polizei heißt übrigens *Garda*. Weiter hoben habe ich erwähnt, wie nett ich es finde, daß vieles zweisprachig ist. Manche Begriffe (wie ebendieser) sind jedoch nur in der irischen Form gebräuchlich. Dazu gehört auch der Premier Minister, er heißt hier *Taoiseach*. Leider habe ich es versäumt, mich mal zu erkundigen, wie das ausgesprochen wird.

Wenn ich einen Zeitungsartikel richtig verstanden habe, lernen die Kinder in der Schule als Pflicht-„Fremdsprache“ irisch. Dies ist allerdings nicht mehr unumstritten, manche Eltern meinen, daß dies von keinem Nutzen für die Kinder ist und hätten lieber eine europäische Sprache wie Französisch, Deutsch oder Spanisch.

Das Hostel gehört einem recht alten Ehepaar, das mir eine Schlafgelegenheit im Zweibettzimmer zuteilt. Dieses teile ich mit einem anderen Deutschen, Mario. Er ist nach Limerick gekommen, um hier zwei Semester seines Jurastudiums zu absolvieren.

Am frühen Abend mache ich zu Fuß eine kleine Sightseeingtour durch Limerick: Über den Fluß, Richtung Burg, vorbei am Treaty Stone. Ende des 17. Jahrhunderts hat hier Wilhelm von Oranien als Belagerer nach Verhandlungen mit den katholischen Iren einen Vertrag unterzeichnet, der ihnen einen ehrenvollen Abzug sowie Glaubensfreiheit garantieren sollte. Das englische Parlament jedoch widerrief später diesen Vertrag, so daß eine halbe Million Iren ins katholische Ausland flüchten mußte. Bis heute wird Limerick daher „Stadt des gebrochenen Vertrages“ genannt.

Langsam bekomme ich Hunger. Ziemlich lange streife ich durch die Stadt, um etwas zu essen zu finden. Alle Shops sind geschlossen, keine Restaurants, nicht einmal McDonald's oder Burger King verkaufen heute, und alle geöffneten Pubs, die ich finde, bieten nur Flüssiges. Schließlich nehme ich Chow Mein bei einem Take-Away-Chinesen. Ich sage mir, daß ich sowieso noch meine Münzen loswerden muß, bevor ich nach Deutschland komme.

Abends gehe ich mit Mario und zwei anderen Deutschen (Conny, Mathematikerin aus Stuttgart und Jan, Historiker aus Berlin), die auch hier studieren werden, noch in einen Pub. Dieser ist interessant zweigeteilt: vorne traditionell, hinten relativ jung und szenig. Leider auch mit ziemlich lautem Britpop, so daß es schwer ist, mit drei Leuten gleichzeitig zu kommunizieren. Dies mag zusammen mit der Tatsache, daß es für die anderen ihr erster Abend und für mich mein letzter ist, dazu beitragen, daß wir Unmengen von Guinness wegsaufen. Conny jedoch nicht, sie ist halb

asiatischer Abstammung, weshalb ihr dieses Enzym zum Alkoholabbau fehlt.

Interessanterweise ist keiner von den Dreien ganz freiwillig in Limerick: Conny wollte eigentlich in die Niederlande, hat dort aber keinen Platz mehr bekommen. Jans Absicht war es, in England zu studieren, doch auch das war nicht mehr möglich, so daß er sich ziemlich spontan für Irland entscheiden mußte. Nur Mario wollte von vornherein nach Irland, wenn auch nach Cork. Da dies nicht so weit weg ist, kann er öfter mal von Limerick aus für ein Wochenende dorthin fahren.

Ein wenig beneide ich diese Leute, daß sie noch monatelang hier bleiben können. Ich kann mir gut vorstellen, auch mal ein oder zwei Semester hier zu studieren. Jedoch dann wohl eher in Galway.

15. September

Wie wie zu erwarten gewesen ist, sind die letzten Tage wie im Fluge vergangen und ich stehe nun vor den letzten Stunden meines Urlaubs. Damit mir der Abschied von Irland leichter fällt, versuche ich, mir die positiven Seiten ins Bewußtsein zu rufen. Neben dem Wiedersehen von Familie und Freunden freue ich mich auch darauf, endlich wieder meine CDs zu hören. Die „music playing in my head“ hat doch an gewissen Stellen ihre Kratzer und Sprünge. Besonders das neue Tool-Album möchte ich mal wieder von vorne bis hinten durchhören.

Zunächst freue ich mich jedoch aufs Frühstück. Dies stellt sich allerdings als weniger reichhaltig als erhofft heraus. Um nicht mißverstanden zu werden, es ist in Ordnung: Cornflakes, Toastbrot, Marmelade, Kaffee, Tee, Saft. Von einem Bed&Breakfast hatte ich jedoch etwas mehr erhofft, sowas in der Art wie Rühreier mit gebratenem Speck. Dann aber sage ich mir, was will ich eigentlich für meine 10 Pfund erwarten? Anderswo hat man ein Hostel-Schlafsaal-Bett *ohne* jegliche Mahlzeit für den gleichen Preis.

Um halb elf fahre ich zum Flughafen. Ich möchte etwas früher dort sein, da man ja nicht weiß, welche Verzögerungen es durch die verschärften Sicherheitsmaßnahmen nach den Anschlägen jetzt gibt. Kaum bin ich dort aus dem Bus ausgestiegen, treffe ich das Paar aus Köln wieder, das ich in Letterfrack kennen gelernt habe.

Das trifft sich auch insofern gut, daß ich nun mein Gepäck nicht herrenlos in der Halle lassen oder umständlich mitschleppen muß, wenn ich während des Wartens aufs Einchecken die Toilette aufsuche oder meine letzten irischen Münzen in eine Tageszeitung, einen Snickers und eine Rolle Mentos investiere.

Ebenso wie in Tegel habe ich auch auf diesem Flughafen wieder Probleme, zu verstehen, wie das funktioniert. Das stellt sich dann aber später nicht als meine Schuld heraus, sondern die Anzeigen sind falsch. Nicht an den Schaltern 17 und 18 (dies behauptet die elektronische Anzeige) wird mein Flug abgefertigt, sondern an den Schaltern 2-4, wie ich durch Zufall feststelle, kurz bevor dann auch die entsprechende Lautsprecherdurchsage kommt.

Ein wenig scheinen die Sicherheitsmaßnahmen schon verschärft, aber dann doch überraschend wenig, so daß ich an meiner These, daß Fliegen nie wieder so sicher sein wird wie jetzt kurz nach den Anschlägen, zu zweifeln beginne. Meine Handgepäck wird nur durchleuchtet, aber nicht durchsucht, mit meiner dicken Jacke muß ich nur durch einen Metalldetektor gehen, der nicht einmal auf die Münzen in der Geldbörse oder das Schlüsselbund am Karabinerhaken anschlägt. Danach werde ich noch kurz von einem freundlichen Sicherheitsbeamten angesprochen, wohin meine Reise denn geht, und das war es.

In der Wartehalle stelle ich fest, daß auch mein Rückflug wieder eine Stunde Verspätung hat. Ich habe also viel Zeit, Zeitung zu lesen, ein paar Gedanken niederzuschreiben und mein Handy auszuprobieren. Dieses hatte ich die ganze Zeit im ausgeschalteten Zustand dabei, um für eventuelle Notfälle einen geladenen Akku zum Telefonieren zu haben. Die Einwahl ins irische Netz klappt problemlos, viel mehr dann auch nicht. Ich kann keine SMS verschicken oder Anrufe tätigen, nur die Abfrage des Kontostandes über Xtra-Codes klappt noch. Zu Hause werde ich beim Durchblättern der Broschüre, feststellen, daß es zwei Verfahren gibt: XtraRoaming Direct und XtraRoaming CallBack. Letzteres ist etwas komplizierter und wahrscheinlich die in Irland gängige Methode.

Außerdem fange ich an, mich mal wieder auf zu Hause einzustellen: Habe ich noch etwas zu essen im Kühlschrank, wen muß ich nach der Rückkehr alles anrufen, was mache ich am Abend und in den nächsten Tagen, ...?

Auch beim Departure Gate stimmt wieder die Anzeige nicht, wir werden per Durchsage alle zu einem anderen geschickt. Dort sehe ich durch die Glasscheibe, wie ein Flughafenangestellter mit meinem Rucksack, den ich schon eingecheckt hatte, zum Boardingschalter kommt und ihn dort abstellt. Einige bange Minuten frage ich mich, was da wohl vorgefallen ist, vergewissere mich, keine illegalen Dinge darin zu transportieren und überlege, ob jemand Drogen oder Bomben hat reinschmuggeln können.

Als das Personal nach dem Besitzer dieses Gepäcks fragt, stellt sich heraus, daß einfach das Etikett abgefallen ist und sie sicher gehen wollten, daß es sich auf dem richtigen Flug befindet.

Erleichtert kann ich daraufhin meinem Platz in der Boeing 737 einnehmen. Ich beobachte ein wenig die Menschen und merke, daß alle versuchen, sich gelassen zu geben, obwohl sie nach den Ereignissen von vor vier Tagen doch ein wenig angespannt sind. Erschrocken bin ich über die Erleichterung, die ich gegen meinen Willen empfinde, als ich feststelle, daß kein Araber mitfliegt.

Von verschärften Sicherheitsmaßnahmen merkt man auch in der Luft wenig. Mehrfach steht die Cockpittür kurz offen, so daß es etwa von meinem Gangplatz in der dritten Reihe durchaus möglich erscheint, da in einem unachtsamen Moment einzudringen.

Ein letztes Mal kann ich einen Blick auf die saftig grünen Wiesen Irlands werfen, bevor es wieder unter Wolken verschwindet, genau wie es zwei Wochen zuvor aufgetaucht ist. Ich lasse meinen Urlaub Revue passieren, bin traurig, daß er zu Ende ist, aber zugleich unheimlich glücklich über die tolle Zeit, die ich hatte. Die völlige Freiheit und Unabhängigkeit, das zumindest oberflächliche Einleben in Land und Sprache, das Kennenlernen vieler Leute, die überwältigende Natur, das Erfahren der eigenen Grenzen und Fähigkeiten, das Gefühl, was alles möglich ist, werden diese Wochen für immer in mein Gedächtnis einbrennen.